

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339454](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339454)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Auf Irrwegen.

(Mit einer Abbildung.)

„Frisch, Lischen, frisch! noch eine kleine Viertelstunde, und die Kleider sind wieder ausgebessert! Es ist aber auch die höchste Zeit, denn die Lampe will ausgehen, und es ist schon eils Uhr! Doch der Schlaf muß weichen, wo der Fleiß wacht!“ Mit diesen Worten hatte Lischen die trübe brennende Lampe höher geschraubt und geschüttelt, um den Docht mit dem wenig Del, das noch darinnen war, frisch anzufeuchten. Dann nähte sie eifrig weiter, bis sie endlich mit einem tiefen Seufzer die Kleider glatt strich und sorgsam über einen Stuhl hing. Das Lischen rechte sich, müde von dem langen Sitzen, in die Höhe und fing an, sich langsam auszukleiden. „Ach, Gott,“ sprach sie plötzlich auf die Uhr schauend, „es ist ja schon halb zwölf! Und der Theobald ist noch nicht zu Hause, oder ich habe sein Kommen über der Arbeit nicht gehört!“ Gleich darauf wurde die Lampe gelöscht, und Lischen gab sich der wohlverdienten Ruhe hin.

Lischen war die einzige Tochter des alten Schreinermeisters Müller, und die Verlobte Theobalds, des jungen Gefellen ihres Vaters, der mit seinem schwarzen Kruskopf und den zwei freundlichen, offenen Augen es dem Lisel angethan hatte. Vor zwei Jahren war Theobald als Gefelle in das Haus Müllers gekommen und hatte sich durch seinen Fleiß und seine Ordnungsliebe die Zuneigung seines Meisters und, wie wir sahen, die Liebe Lischens erworben. Das war ein glücklicher Tag, an dem er eines Sonntag morgens vor den Meister hintrat und um die Hand der Geliebten warb!

„Du sollst sie haben, Theobald,“ hatte Meister Müller gesagt, „und da ich alt und gebrechlich werde, sollst du auch mein Nachfolger in der Werkstätte sein. Ich hoffe, daß du als Ehemann derselbe bleiben wirst, als den ich dich habe kennen lernen: ein tüchtiger und arbeitsamer Handwerksmann.“

Theobald hatte es dem Meister feierlich gelobt; doch was sind auch die besten Vorsätze der Menschen, wenn böse Ratgeber Zutritt zu den Ohren finden, wenn böse Zungen bis tief in das Herz ihr Gift träufeln können! Und bei solchen Freanben war unser Theobald, als Lischen bis

in die späte Nacht fleißig am Ausbessern seiner Werktagkleider ausharrte, als sie das bange Gefühl, das sie beschlichen hatte, mit den Worten wegtröstete: ich habe sein Kommen über der Arbeit nicht gehört. Doch sie sollte schmerzlich aus dieser Hoffnung gerissen werden. Ein Geräusch weckte sie gar bald aus dem ersten Schläfe. Sie hob sich in sitzende Stellung und hörte nun den Theobald mit unsichern Schritten die Treppe hinan in seine Kammer stolpern; dann noch eine Zeitlang schwere Tritte über ihrer Stube, und endlich war alles still. Bis dahin hatte Lischen ohne besondere Gedanken die Schritte des Theobalds belauscht, doch jetzt, wo alles ruhig war, legte sie sich wieder um, und zwei schwere Thränen rollten über ihre Wangen. Mit dem Schläfe war es vorbei, und Lischen ließ die letzten Monate an ihrem wachenden Auge vorbeiziehen. Ach! das war anfangs alles so sonnig und so hell, bis auf einmal eine düstere Wolke sich auf das junge Glück legte und es ganz zu verdecken schien. Es war auch an einem Sonntag Abend. Theobald kam später zum Nachtessen nach Hause, als gewöhnlich; dabei war er gar nicht freundlich und vermied, sie anzusehen. Auf die ruhige Frage ihres Vaters gab er nur kurze, ausweichende Antworten, und ihren Kummer und ihre thränenvollen Augen schien er gar nicht zu sehen. Und seit dieser Zeit ist er wie umgewandelt gewesen. Oft stand er unthätig an der Werkbank, und sein Auge schweifte hinaus ins Weite, bis ein Wort des Vaters ihn zusammenzucken ließ; und dann arbeitete er wieder, als wollte er mit Gewalt etwas töten, das sich in seiner Brust eingenistet hatte. Wie oft hatte sie seinen Hals umschlungen, ihm in die unstät blickenden Augen geschaut, und unter tausend Liebkosungen ihn gebeten, ihr doch anzuvertrauen, was ihn quäle; er löste jedesmal ruhig ihre Arme los und beruhigte sie mit dem zweifelhaften Troste, daß er sie noch immer liebe, und daß nur Zukunftspläne an seinem mürrischen Wesen schuld seien. Wie gern wollte sie ihm glauben, wenn auch ihr Herz unter dieser Heimlichthuerei zu brechen drohte! Er war in letzter Zeit häufig spät nach Hause gekommen, aber so spät wie heute war es doch noch nie geworden. Was sollte da aus ihrer Liebe, aus ihrem Vater, aus der goldenen Zukunft, die sie sich geträumt

hatte, werden? Nein, so konnte und so durfte das nicht weiter gehen! Sie durfte ihre Zukunft und die ihres alten Vaters nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen. Morgen wollte sie ein letztes Mal mit ihm reden, und nicht eher ruhen, als bis sie wisse, was ihn von dem Wege, den er früher ging, abgezogen habe, was ihm das traute beisammensein in der saubern Stube des Schreinermeisters mit denen, die ihn liebten, verleiben konnte. Mit diesem Entschlusse schloß sie endlich von neuem ein, um, von schweren Träumen gequält, die kurze Zeit der Ruhe noch zu verbringen.

* * *

Diese Stille herrschte noch in der Straße, in welcher die lange Reihe der saubern, aber kleinen Häuschen, welche alle inmitten eines kleinen Gärtchens standen, lagen. Nur in dem Hause des Schreinermeisters Müller huschte eine Gestalt gar leichtfüßig an den hellen Fenstern hin und her, beschäftigt am den Raum zu reinigen und mit frischer Frühlingsluft zu füllen. Es war Lischen, dessen blasses Gesicht und müde Augen genugsam die Qualen eines bekümmerten Gemütes verrieten. Soeben tritt sie in das Gärtchen heraus und sog mit vollem Atem die reine Morgenluft ein, als die Sonne glänzend über die hohen Häuser heraufstieg und Lischen wie mit einem Lichtmantel umhüllte. Nur kurz blieb sie in Gedanken versunken stehen, denn die langsamen Schritte ihres Vaters erinnerten sie an ihre Arbeit. Sie huschte ins Haus zurück in die Küche, ohne vorher dem Vater den Morgenruß zu bieten, als wagte sie nicht, heute vor ihm zu erscheinen. Endlich trug sie den dampfenden Kaffee auf und rückte schweigend ihren Stuhl neben den des alten Meisters. Dieser betrachtete eine Weile sein Kind, dann sprach er: „Theobald ist heute Nacht spät nach Hause gekommen, Lischen; höre, ich muß ihm sagen, daß das so nicht fortgehen kann.“ Lischen's lang zurückgehaltene Thränen brachen nun mit Macht los. Sie zog ihr Taschentuch und bedeckte damit ihre Augen, dann sprang sie auf und verließ schluchzend die Stube. Kopfschüttelnd sah Meister Müller ihr nach, und ein bitterer Groll gegen den, der Schuld an dem Kummer seines Kindes war, stieg in seinem Herzen auf. Er wollte eben aufstehen, um Lischen zu trösten, als die Thür aufging, und Theobald erschien.

Das einst so frische Gesicht des jungen Mannes war heute auffallend blaß, und ein blauer Streif säumte den Rand der etwas gerötheten Augen ein. „Guten Morgen, Meister!“

sprach er forschend im Zimmer umherblickend. „Gut, Theobald, daß du gerade kommst“, versetzte Müller ihn scharf anblickend; „aber vorerst sage mir, was soll dieser Anzug? Weißt du nicht, daß es heute Montag ist, und daß wir unbedingt beim Köffelwirt den neuen Diebenboden legen müssen?“ Einen Augenblick stand Theobald verlegen da, und wischte sich mit der Hand die Spuren der Wand vom Ärmel, dann sprach er mit unsicherer Stimme: „Heute wird's wohl aus der Arbeit nichts werden, Meister . . .“ „Höre, Theobald,“ unterbrach ihn Müller, „setze dich her zu mir und sei wieder offen gegen mich, wie du es früher warst, denn das Ding kann einmal nicht länger mehr so fortgehen.“ Diese ruhigen Worte des alten Meisters verfehlten ihre Wirkung nicht. Ruhig setzte sich Theobald an den Kaffeetisch und verlegen blickte er in die leere Tasse. „Und nun, Theobald, höre,“ fuhr Müller fort. „Du bist als Geselle in mein Haus gekommen und du hast dich im Kreise meiner Familie wohl gefühlt. Ich habe deinen Fleiß zu würdigen und dein unverdorbenes Herz zu lieben gelernt, kurz, ich wollte dein Meister nicht bleiben, ich wollte dich zum Sohne annehmen. Ich gab dir mein Lischen zur Braut, und du hast meiner Frau selig auf dem Tobette versprochen, das Mädchen glücklich zu machen. Es ist alles anders geworden, als ich mir dachte. Ich sehe heute ein, daß du den Schritt bereuest und daß du dich wieder nach deiner Freiheit sehnst. . .“ — „Meister,“ rief Theobald aus, „ich habe noch keinen Augenblick bereut. . .“ — „Schweige,“ unterbrach ihn Müller, „schweige, bis ich zu Ende bin! Also höre: du sehnst dich wieder nach deiner Freiheit, noch ist es Zeit, und wenn es sein muß, dann ziehe in Gottes Namen hin! Lischen ist ein starkes Mädchen, und die Pflicht, die sie an ihren Vater bindet, wird schon verhindern, daß ihr das Herz vor Kummer bricht.“

Sprachlos, mit weit geöffneten Augen starrte Theobald seinen Meister an. Endlich rang sich ein schmerzlicher Seufzer aus seiner Brust und mit vor innerer Erregung ersticker Stimme sprach er: „Vater, was Ihr da sagtet, nein, es kann Euer Ernst nicht sein . . ., das Lischen ist mein und wird es bleiben . . .“ Meister Müller schüttelte heftig mit dem Kopfe und wehrte mit beiden Händen ab, dann sprach er: „Wenn Lischen dein bleiben soll, dann steht mir auch noch das Recht zu, nach dem Warum deines ganzen Benehmens in den letzten Wochen zu fragen. Oder glaubst du, ich gebe mein Kind einer so unsichern Zukunft, einem Manne, der

nach Hause kommt, wenn ein anderer ehrbare Handwerker schon wieder an die Tagesarbeit geht! Sprich, Theobald, in welche Gesellschaft bist du geraten, was ist mit dir in letzter Zeit vorgegangen?"

Ein merkwürdiger Glanz belebte auf einmal die Augen Theobalds. Er stand auf, hob den schönen Kopf stolz empor und sprach mit fester Stimme: „Das will ich Euch sagen, Vater. Das Wohl des Handwerkers, das Wohl des Arbeiters, der sich kümmerlich mit seiner Hände Fleiß ernähren muß, ist auch mir zu Herzen gegangen, und wir haben beschlossen, dieses Wohl zu fördern und durch Verbindungen die Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern. Bei solchen Zusammenkünften habe ich die Abende meistens zugebracht, und unser muß auch der Sieg werden, wenn wir fest und treu zusammenhalten!“

Theobald hatte diese Worte mit Begeisterung gesprochen, und seine Wangen hatten sich rot gefärbt. Stolz blickte er auf Meister Müller, der kopfschüttelnd da saß und einen flehenden, ja schmerzgefüllten Blick auf Lischen warf, die eben eingetreten war und aufhorchend an der Thüre stehen blieb. „Also das ist es!“ sprach endlich ruhig der Meister; „ja, ja, ich ahnte es, ich ahnte es und wollte nicht glauben, daß du auf solche Irrwege gelangen könntest. . . .“ Lischen hatte sich auf einen Stuhl sinken lassen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, indes Müller fortfuhr: „O Theobald, du, mit deinem klaren Auge und hellen Verstand, wie kannst du solche Worte reden? Das Wohl des Handwerkerstandes beratest du in dumpfer Kneipe, bei berauschenden Getränken, als wenn dieses Wohl sich zum Weinglase geflüchtet hätte und da sein Heil suchte! Nicht zu beraten, Theobald, ist das Wohl des Handwerkers, sondern zu betheuen! An der Hobelbank, am Drehstuhle, am Schraubstock, an der glühenden Esse müßt ihr, arme Verblendete, das Wohl des Handwerkers suchen! Am häuslichen Herde, auf dem das Feuer der Zucht, der Liebe, der Eintracht und der Zufriedenheit brennt, muß sich der Arbeiter, den seiner Hände Fleiß ernährt, erwärmen, und nicht hinter dem sinnbetäubenden, dem willensraubenden Wirtstische! Nein, Theobald, du hast den richtigen Weg nicht erkannt, du bist meiner Tochter nicht würdig, wenn du dein Wohl irgend wo anders, als in meinem Hause, in treuer Arbeit, am bescheidenen Handwerkerstische suchest!“

Das war ein hartes Wort für Theobald und unwillkürlich suchten seine Augen Lischen auf, doch diese saß unbeweglich da, den starren Blick

auf den Boden gerichtet. In der Brust des jungen Mannes wogte und tobte es, wie im stärksten Gewühle eines erbitterten Kampfes. Wohin sein Auge blickte, sah er nur kalten, harten Ernst. Endlich rang er sich mühsam aus seinem Kampfe und sprach: „Vater, Meister, ich habe nur das Gute, das Recht gesucht, den Arbeiter von der drückenden Fessel der Armut und des Elendes zu befreien!“ Da erhob sich aber auch der alte Meister, und kalt sprach er, die Hand gegen Theobald ausstreckend: „Wer hat dich dazu berufen, dem Arbeiter zu seinem vermeintlichen Recht zu verhelfen? Wer hat dir das Recht gegeben, eine stille Handwerkerfamilie in Kummer und Schmerz zu versetzen? Den Arbeiter willst du von der drückenden Fessel des Elendes befreien und siehst nicht, daß ihr nur fester ihn in die Banden der Armut fesselt! du weißt nicht, daß ihr ihn von Tag zu Tag elender macht! Sich der Anordnung Gottes widersetzen, heißt sich Gott widersetzen. Er hat dem Reichen und Gewaltigen Geld, Gut und Macht verliehen, um es als weiser Spender zu verteilen, und weh dem Wucherer, der sein Talent vergräbt und von dem Gute anderer sich miternährt! Dem Armen aber gab er Zufriedenheit und Frohsinn, ein liebevolles Herz und Gottvertrauen! Geh, Theobald, hilf, ihm das zu rauben, und du stürzest ihn in unsägliches Elend, denn es geht ihm jeder Halt, jedes Hoffen verloren, und er sinkt in die schwarze Nacht der Verzweiflung. Hilf das Band zu zerschneiden, das in ehelicher Liebe Mann und Frau zu gegenseitiger Hülfe und Arbeit verbindet, du, der du hoffest, daß meine Hand ein solches Band um dich und mein Kind schlingen würde! — Meine Liebe hast du verscherzt, doch mein Mitleid soll dir bleiben.“

Die allzugroße Erregung hatte den alten Schreinermeister besiegt. Zitternd und mit wankendem Schritte verließ er das Zimmer und setzte sich auf die Bank vor dem Häuschen, wo die milde Frühlingsluft und der herrliche Sonnenschein ihn warm umfingen und Friedensbalsam in sein gequältes Herz träufelten.

Wie vernichtet blieb Theobald stehen und stützte sich auf die Stuhllehne. Lischen war aufgestanden und näherte sich ihm. Als sie seine Hand erfaßte, zuckte er heftig zusammen; er blickte ihr in die thränenfeuchten glänzenden Augen; es wurde ihm da plötzlich so wohl und ach! so weh ums Herz! Er öffnete seine Arme und drückte das schluchzende Mädchen so heftig an die Brust, als fürchte er, sie auf immer verlieren zu müssen. „Theobald,“ flüsterte endlich

Lischen; „Theobald, werde wieder gut! Ich will dir ja alles sein, ich will dich lieben und gewiß keinen Armen oder Bebrängten hülflos von unserer Schwelle wegschicken. Laß von deiner Verbindung, sie wird dir und uns nur Unglück und Schmerzen bringen!“

„Beruhige dich, mein Schatz!“ sprach Theobald und ließ Lischen aus seiner Umarmung; „ich muß heute Gewißheit haben über das, was dein Vater gesagt hat. Mit der Arbeit ist es heute nichts, doch morgen stehe ich wieder, der alte fleißige Geselle, an der Werkbank, oder . . . komm, Lischen, noch einen Kuß, . . . oder, du siehst mich nicht mehr!“ Mit diesen Worten riß er sich los und stürmte zum Haus hinaus, fort aus dem stillen Glück den aufzehrenden, aufreibenden Leidenschaften zu. Der alte Meister Müller, an dem er vorbeirannte, ohne ihn zu sehen, blickte kopfschüttelnd dem Dahineeilenden nach; er faltete die Hände, und aus seinem Herzensgrunde rangen sich die Worte: „Gott, sei du mit ihm um meines Kindes willen!“

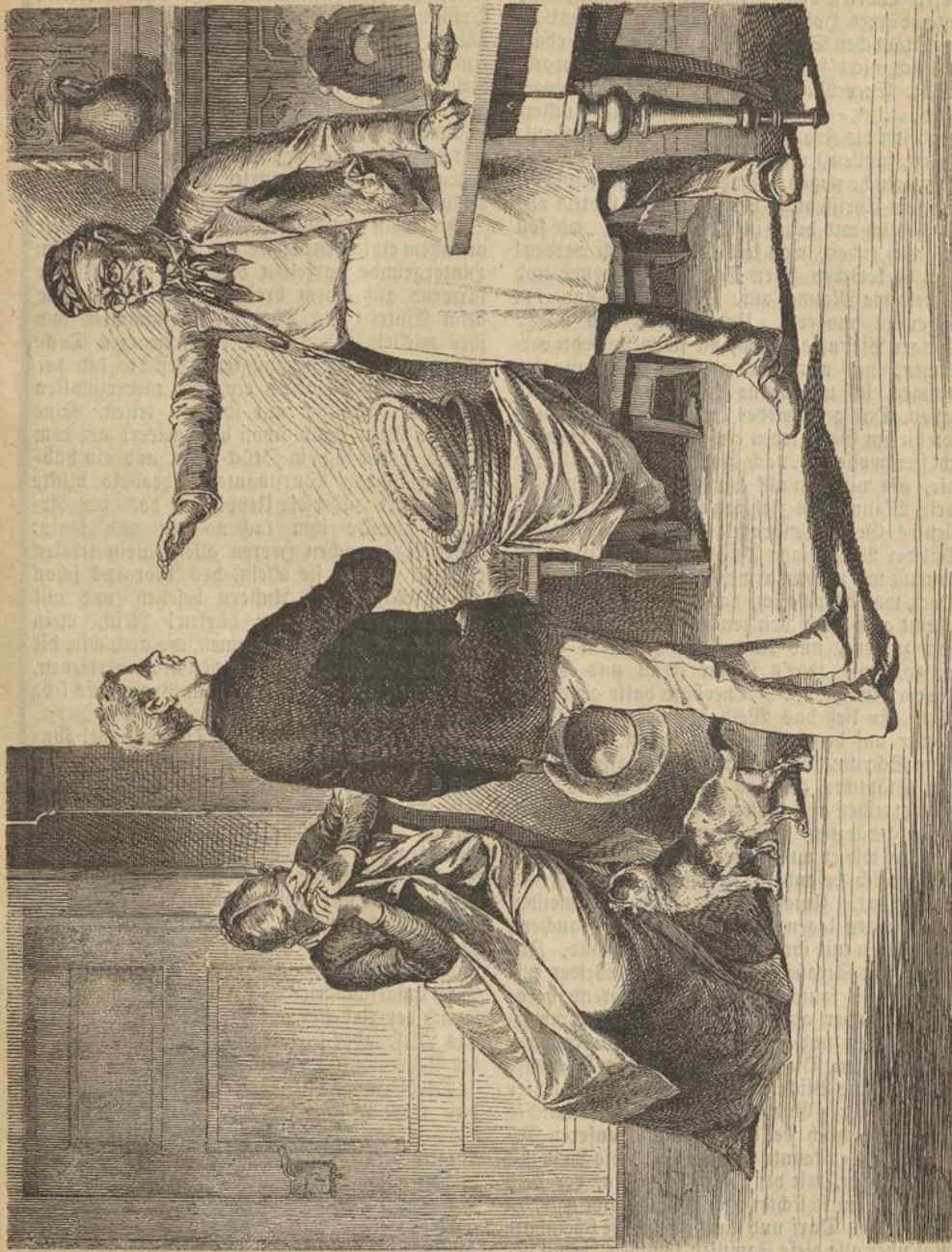
* * *

Vor vielen Jahren, als das Volk noch in Frieden für seine Kinder arbeitete und betete, da kamen vom Dampfe erzeugt zwei seltsame, fremde Gestalten und ließen sich heimisch bei uns nieder, es war der Hochmut und die Genußsucht. Und sie erzeugten Kinder, die wie eine ägyptische Plage hinauzogen und gar bescheiden um einen Unterschlupf bettelten; doch wo sie Aufnahme fanden, da wußten sie ihre Wirte so zu bezaubern, daß man sie gern als tägliche Gäste behielt, ohne zu sehen, wie sie Hütte um Hütte untergruben, Haus und Hof anfraßen, bis endlich der Besitzer unter den Trümmern seines ehemaligen Glückes begraben lag. Und diese Kinder hießen: Gefallsucht und Trunksucht, Müßiggang und Wohlleben, Empörung und Unzufriedenheit, Neid und Mißgunst; und sie erzeugten wieder alle Laster, die an dem Marke unseres gesunden Volksstammes sich anbeißen wollen, die das ganze herrliche Gebäude des Christentums mit seinen erhabenen Lehren und seinen Tröstungen für die Elenden und Verfolgten stürzen möchten. Und alle diese Laster finden Aufnahme bei den Menschen, denn sie verstehen es ihre Sinne zuzügeln, ihren immer stärker werdenden Gelüsten zu schmeicheln und sie zu verschönern.

Und wo sie Meister werden über den Verstand des Arbeiters, und wo sie die Stimme in der Brust des Handwerkers ersticken, die ihn an Frau und Kind, an Gott und Vergeltung

mahnt, da lehnen sich die bethörten Männer auf und wollen auf ungeseglichem Wege von den Menschen sich ertrogen, was Gottes Vorsehung ihnen versagen mußte. Und während sie den erworbenen Zehrpennig der Frau und den Kindern entziehen, und lärmend und mit der Menschheit grollend hinter den Weingläsern die Welt verbessern wollen, hungert die Familie, und das Elend schaut hohläugig aus jeder Hütte uns entgegen. Und eine solche lärmende, weltverbessernde Gesellschaft war es auch, bei welcher der Schreinergeselle Theobald bis tief in die Nacht ausharrte, und solche waren die Männer, denen er sein empfängliches Herz geöffnet hatte. Und heute, an dem Montage, an welchem sein alter guter Meister ihm so väterlich in das Gewissen geredet hatte, sollte eine große Versammlung sein, denn die Arbeitgeber hatten gestern Vorschläge zur Güte machen lassen, weil sie Mitleid mit den armen Familien empfanden.

Planlos war Theobald die Straße dahingeeilt, ohne einen festen bestimmten Gedanken fassen zu können. Es war noch zu frühe am Morgen, um jetzt schon wieder die Wirtschaft aufzuluchen, die er erst vor einigen Stunden verlassen hatte. Außerdem hielt ihn der gute Geist, der nie ganz aus seinem Herzen gewichen war, davon ab und führte ihn hinaus zwischen die im ersten Frühlingschmucke prangenden Gärten, wo Veilchen und Schneeglöckchen mit ihren blau und weißen Augenlein ihn gar friedlich anblickten. Er hatte seinen Schritt gehemmt und ging nun langsam und nachdenklich dahin. Da auf einmal hörte er, wie eine ärmlich gekleidete Frau, die fröstelnd in ihrem dünnen Röckchen etwas trockenes Holz aufsuchte, hinter ihm drein murmelte: „Das scheint auch einer von den Heßern zu sein!“ Diese Worte, welche unser Schreinergeselle wohl hören konnte, ließen ihn tief erröten. Er sah sich um und blickte in das blasse, abgehärmte Gesicht einer noch jungen Frau, die sogar etwas Ähnlichkeit mit seinem Lischen hatte. „Ich will heute die Wahrheit erfahren“, hatte Theobald gesagt, als er das stille Heim des Schreinermeisters verließ: „und hier will ich beginnen;“ sprach er zu sich selbst. Er ging daher auf die Frau zu, die mit einem Blicke ihn erwartete, der nichts weniger als freundlich war. „Nehmt es nicht übel,“ sprach Theobald zu ihr; „aber ich muß Euch doch fragen, warum Ihr gesagt habt, ich sei auch einer von den Heßern.“ — „Na,“ versetzte die Frau dumpf, „wenn Ihr keiner von den lächerlichen Kerlen seid, um so besser für Euch!“ und sie drehte bei



Auf Irwegen.

Männer zu
 ge von den
 Vorleben
 sie den e-
 und den
 mit ve-
 gläsiern bis
 die Familie
 jeder Hitze
 ende, wo-
 auch, bei
 d bis tief
 waren die
 s Herz ge-
 ontage, an
 so väter-
 stellte eine
 arbeitgeber
 machen
 Familien

dabin-
 Gedanken
 frühe am
 Wirtschaft
 Stunden
 der gute
 m gewöh-
 us zwischen
 nangenben
 schen mit
 gar früh
 at gekem-
 llich dohn
 ärmlich p-
 em dünne
 hte, hinter
 auch ein-
 rte, welche
 unte, liege
 d blidte in
 noch jama-
 mit jeiner
 bahrbeit er
 er das fül-
 „und bei
 selbst. G-
 einem Wä-
 fremdlich
 Theobal-
 en, waran
 er von be-
 au dampf-
 chen Reize
 drehte bei

diesen Worten dem Gesellen den Rücken und suchte dürres Holz weiter, und stach hie und da ein Stäubchen Salat dabei aus. Doch Theobald ließ sich nicht so schnell abweisen und sprach: „Gelt, Euer Mann hat auch die Arbeit eingestellt . . .“ — „Die Arbeit eingestellt,“ unterbrach ihn die Frau, „liegt jeden Tag zu Hause herum, faulenzt und läßt uns, seine Familie, am Hungertuche nagen. Dabei hat er seinen Gott und sein Christentum vergessen! Ach Gott,“ rief sie plötzlich und brach in Thränen aus, „wie soll das noch enden, was soll aus uns noch werden! Und da kommen jeden Tag andere Hezer und stacheln die Männer auf, auszuharren und . . . weiter zu hungern. Und warum das alles? Einiger Pfennige wegen, die sie mehr Lohn verlangen, und wenn sie auch die Erhöhung bekommen, ich und meine Kinder erhalten nichts davon. Das geht wieder in die Teufelskaffe, und von diesem Gelbe leben ein paar Hezer, die nicht schaffen wollen . . . ach Gott, wie glücklich lebten wir, als wir von all' dem nichts wußten, und mein Mann jeden Zahltag mir sein redlich verdientes Geld heimbrachte! Jetzt erhält einen Teil der Wirt, einen Teil die Vereinskasse, und ich muß mit meinen armen Kindern hungern! . . . Doch, was brauche ich, das Euch zu sagen! Ihr scheint auch einer von den ausländischen Arbeitern zu sein, und da werbet Ihr am besten wissen, wie Ihr's Eurer Frau und Euren Kindern macht. . .“ Theobald hatte genug gehört. Er ließ das Weib jammern und kehrte wieder auf demselben Wege zurück. Er lenkte seine Schritte in eine große Sackgasse, die vor dem Städtchen auf das Feld zugin, und deren Häuserreihen aus lauter hohen, kasernenartigen, rußgeschwärzten Gebäuden bestanden. Dort wohnte, wie er wußte, der Arbeiter, der gestern Abend sich besonders in seinen lauten Reden hervorthat. Unter den Fenstern der meisten Wohnungen lagen die Arbeiter Tabak rauchend und Reden mit ihren Nachbarn wechselnd. Inmitten der Straße standen mehrere Weiber halbnackte Kinder auf den steinernen Vortreppen herumsaßen und an einem Stückchen trockenen Brote kauten. Die Frauen warfen dem Theobald mißtrauische Blicke nach, während die Arbeiter ihm laut ihren Gruß zuriefen. Ein unheimliches Gefühl beschlich bei diesem Anblick unseren Gesellen, und er konnte nicht umhin, diese Lage mit der seinigen, mit der seines Meisters, der doch auch nur ein schlichter Handwerksmann war, zu vergleichen. Darf und kann eine solche scheinbare Not über alle diese Familien kommen, wenn der

Mann ein fleißiger Arbeiter ist, und in treuer Erfüllung seiner Pflichten sein Geld zusammenhält? Ist das nicht ein künstlich erzeugtes Elend, eine mutwillig heraufbeschworene Not! Und alle diese müßig herumliegenden und feiernden Arbeiter begrüßten ihn als einen der ihrigen! Ihn schauberte es. Schon wollte er eiligst wieder umkehren, als der gestrige Volksretter des vorhergehenden Abends ihn anrief und zum Eintreten einlud.

In einem schmutzigen Zimmer saß der Redner an einem einfachen Tische auf einer Bank. Im Hintergrunde purzelten drei oder vier Kinder lärmend auf einem breiten Bette umher, die beim Eintritt des Theobald verstummt und ihre nackten Reiber unter der schwarzen Decke verbargen. Mit vergnügtem Gesichte lud der Arbeiter den Theobald ein, sich niederzulassen und das Frühstück mit ihm zu teilen. Eine Flasche Wein stand schon halb geleert auf dem Tische, dabei lag ein Stück Käse, und ein hübsches Häufchen Wursthäute. Theobald blickte verwundert auf diese Leppigkeit, doch der Arbeiter schenkte ihm lachend ein und sagte: „Sollen die reichen Herren allein Wein trinken dürfen? Sollen sie allein, des Morgens schon ihren Magen mit Austern besetzen, und mit Champagner ausspülen dürfen! Nein, mein Freund, die Zeit muß kommen, wo auch wir, die wir den reichen Herren den Reichtum verdienen, ein solches Leben führen können. Prost! Es lebe die soziale Revolution!“

Hatte gestern Abend auch Theobald bei ähnlichen Worten des Arbeiters eine Art Begeisterung gefühlt, so blieb er heute ganz nüchtern und kalt. Er wußte nicht, wie es kam, daß er unwillkürlich, um die Rede abzulenken, nach seiner Frau fragte. „Ach, der Brummelhasen,“ lachte der Weltverbesserer laut auf, „die ist schon früh hinaus, will mir meine Lieblingsspeise, grünen Salat, suchen!“ — „Ei, da habe ich sie auch schon angetroffen,“ versetzte Theobald; „hat sie nicht ein braunes Röckchen an und ein rotes Tuch umgeschlagen?“ — „Richtig, das war sie,“ sprach der Arbeiter; „ja, die war einmal schön, das Lisel, aber jetzt ärgert sie sich und mir noch die Schwindsucht an den Hals!“

Theobald war tief errödet. Also Lischen heißt das arme Weib auch, und da sah er ja sein Lischen vor sich, sah auch die thränenvollen Augen, hörte die süßen Worte: „Theobald sei wieder gut!“ Und dann tönten wieder die Worte der armen Lisel an sein Ohr: „Das ist auch einer von den Hezern.“ Und wenn das arme Weib jetzt zurückkäme mit ihrem Bündel dürren Reisig-

holz, und ihn mit ihren großen, kummervollen Augen da bei ihrem Manne sitzen sähe, wie er in einer Viertelstunde mehr in den Wagen goß, als sie gebraucht hätte, um Holz und Brot für diesen Morgen zu kaufen. . . . Theobald war aufgesprungen. „Ich muß fort,“ sprach er kurz zu dem Arbeiter, dann eilte er ohne Gruß zur Stube hinaus. „Ein toller Kopf, dieser Schreinergefelle!“ sprach lächelnd der Arbeiter; „aber der wird gut, halb verrückt scheint er schon zu sein, und hat der erst des alten Müllers Tochter, so giebt er eine gute Stütze für unsere Partei, der auch was vorschließen kann.“ Mit diesen Worten leerte er den letzten Tropfen aus der Flasche, rief noch den Kindern, „seid still ihr Rangen!“ zu, setzte seine hohe Mütze schief auf das Ohr und verließ, ein Liedchen trällernd, die Stube und das Haus.

* * *

Es war Mittag geworden, und Theobald war noch nicht in das Haus seines Meisters zurückgekehrt. Eine drückende Stille herrschte in dem Stübchen, und das Herz der zwei Insassen war so kummervoll, daß auch kein Bissen so recht den Weg zum Magen finden konnte. „Raume ab, Rischen,“ sprach endlich Meister Müller, „ich habe genug gegessen, und ich sehe, daß du an deinem Herzenskummer zehrst. Beruhige dich, mein Kind! Theobald ist noch nicht schlecht, denn wer das ist, der sieht nicht aus, wie unser Geselle. Er kehrt zurück, doch wir müssen ihm Zeit lassen.“ Mit dankbarem Auge blickte Rischen auf ihren Vater, dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals und sprach: „Wenn du ihn noch nicht aufgibst, Vater, dann wird er gerettet, mein Herz darf dann frei noch an ihm hängen.“ Doch auch der Nachmittag verging, und der Abend kam, und immer war Theobald noch nicht zurückgekehrt. Eine unsägliche Angst hatte sich Rischens bemächtigt. Sie gedachte seiner Worte: „oder du siehst mich nicht mehr,“ und alle Tröstungen des alten Meisters wollten nicht helfen. „Er hat sich was angethan, er kommt nicht mehr!“ das war der Schrei, der immer wieder in ihrem Herzen ertönte, das war auch das letzte Wort, das der mildthätige Schlaf von ihren Lippen hörte. Wohl hatte sie geglaubt, durch ein Geräusch in Theobalds Kammer aufgeweckt worden zu sein, sie lauschte, daß sie die Schläge ihres Herzens deutlich hören konnte, doch es blieb alles still, und enttäuscht schlief sie wieder ein. Doch jetzt täuschte sie sich nicht; sie erwachte wieder, aufgeschreckt durch lautes Klopfen und Sägen, das aus der Werkstatt zu

ihm drang. Sie riß sich die Augen, ob sie wirklich wache, sie sprang aus dem Bette, es war Tag, und in der Werkstatt ging die Arbeit rüstig weiter. Und sie kannte diese Hand, sie wußte, daß das der Vater nicht sein konnte, aber Gewißheit mußte sie haben so schnell, als möglich. Kaum angekleidet, eilte sie in die Kammer ihres Vaters, der mit gefalteten Händen im Bette aufrecht saß, und lächelnd ihr entgegenblickte. Rischen warf sich an den Hals des Meisters und jubelnd rief sie unter Lachen und Weinen: „Vater, hörst du ihn, er ist wieder gekommen, o Gott, wie danke ich dir für diese Rückkehr!“ Dann aber eilte sie hinab in die Werkstatt und slog mit einem Ausruf der Freude in die geöffneten Arme ihres Theobald. Lange hielten sie sich stumm umschlungen, nur das fröhliche Geplauder eines Zeisigpärchens unterbrach vom Garten her die heilige Stille. Endlich nahm Theobald den Kopf seiner lieblichen Braut zwischen seine Hände und blickte ihr tief, tief in die Augen, als wollte er in ihres Herzensgrund sein Herz stählen, nachdem es durch die heiße Blut irgeleiteter Leidenschaften geläutert worden war. „Rischen, mein Schatz!“ sprach er endlich, und eine Thräne hing sich an seine Wimpern; „Rischen, nun ist der wüste Traum verschwunden, verschwunden vor der Wahrheit der Wirklichkeit. Ich bin geheilt zurückgekehrt, und ich schwöre vor Gott, dich zu behüten und zu bewahren vor dem Loose der armen, bedauernswerten Weiber, deren Männer Weltverbesserer geworden sind!“ — „Amen!“ sprach feierlich Meister Müller, der ungehört eingetreten war; „Fleiß und Gottesfurcht allein bahnen und zeigen uns die Wege, auf denen die Blümlein Zufriedenheit und Glück wachsen.“

Und was Theobald an diesem Morgen gelobte, das hat er treu gehalten. Er ist der glückliche Mann einer liebevollen fleißigen Hausfrau geworden, und wenn sein Söhnlein auf den Knien des alten Schreinermeisters laut aufjauchzend „hopp hopp“ reitet, da blickt sein Auge verklärt auf die blühenden, roten Wangen seines Rischens, und sein Herz dankt Gott für die Erlösung und Errettung von den Irrwegen, die ihn beinahe in den Abgrund geführt hätten.

J. W.

Renommage.

„Haben Sie schon eine Jagdkarte gelöst?“
 „Nein, ist ja noch Zeit bis zur Eröffnung der Jagd. Will den Hasen nicht unnütz vorher Angst machen.“

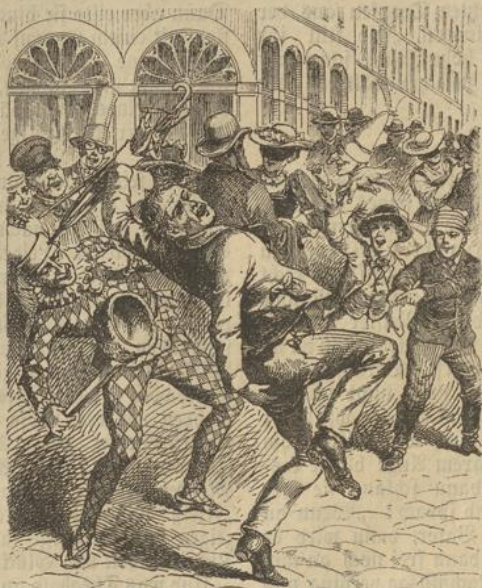
Luschtige Fasenacht.

(Mit vier Abbildungen).

Wie viele Bauern giebt es heutzutage, welche meinen, nicht leben zu können, wenn sie nicht Sonntags in die Stadt gehen, ein paar Wirtschäften durchbesen, und schließlich erst ans Heimgehen denken, wenn Kropf und Kopf voll sind! Der Hinkende kennt so einige, und hat sich daher auch nicht wenig gefreut, als an der letzten Faschnacht, der Sensesfritz gründlich von dieser Gewohnheit, oder besser Unart, geheilt wurde.

Da sitzt am letzten „Herrefaschnacht“ Sonntag, gegen Abend, der Sensesfritz, ein wohlhabender und wohllebender Bauer aus dem Dorfe . . . halt! beinahe hätte mein Stelzfuß einen Faurs-Pas gemacht! Das Dorf thut ja nichts zur Sache . . . also eines schönen Dörchens, bei seiner Marianne an Ofen. Er rauchte träumend seinen Stummel und spuckte gar geschickt gegen das heiße Ofentürchen, das sich jedesmal zischend gegen eine solche Behandlung auflehnte. Es fing schon an zu dunkeln, und noch immer war es still in der Stube. Die Marianne dachte an den Kuhstall, an den reichen Wildertrag, an die Markteinnahme. Da auf einmal steht der Fritz auf, klopft die Pfeife aus und sagt: „Nein! so eine Faschnacht soll der Henker holen! Das halte aus, wer will, ich geh ins „Lämmel,“ vielleicht treffe ich dort Gesellschaft.“ Marianne gähnte und, als sie den Mund wieder schloß, stieß sie zugleich ein langgedehntes „Geh!“ mit heraus.

Unser Fritz zieht sein Wamms an, steckt die Pfeife von neuem in Brand, stülpt sich die Pudelsklapp über die Ohren und schreitet dem Lämmel zu. Hatte er aber gehofft, dort mehr



während dieser ahnungslos lachend dem Treiben zusah, fuhr die Britsche gerade auf den rechten Fleck, daß der Fritz wie elektrifiziert in die Höhe sprang.

Zeitvertreib zu finden, so sah er sich gründlich getäuscht. Um den braunglänzenden Kirschbaumenen Wirtstisch saßen einige Bekannte, die aber nichts weniger als in vergnügter Faschnachtsstimmung zu sein schienen: sie redeten gar ernst von den niederen Tabakpreisen, von den vielen erfrorenen Kartoffeln, die selbst das liebe Vieh nicht fressen wolle, von der Hundekälte und dem kleinen Holzhaufen, der noch unterm Schuppen sei, kurz von lauter Dingen, die eher für einen Bußtag als für die Faschnacht stimmten. Der Sensesfritz schlug ein Spielchen vor, um

die Zeit totzuschlagen, doch seine Tischgenossen gingen nicht darauf ein, denn jeder hatte gerade genug mit der Zahlung seiner Zeche, und keiner wollte sich der Gefahr aussetzen, auch die seiner Kameraden mit bezahlen zu müssen. Das stimmte den Fritz noch ärgerlicher, und sein Gesicht nahm den Ausdruck eines richtigen „Stroßburger Murrwabels“ an. Hastig leerte er seinen Schoppen, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „E Dunberwettel! so eine Faschnacht hab' ich noch nicht erlebt!“ Sprach's, zahlte und entfernte sich.

Brummend kam er heim, denn, um heute noch in die Stadt zu gehen, war es ihm doch zu spät; er warf

ärgerlich die Kleider von sich und schüttelte so heftig die Schuhe von den Füßen, daß sie kollernd auf dem Dielenboden übereinander hinaus purzelten. Nun liegt Fritz im hochaufgefüllten warmen Bette, und, trotz der Kälte draußen, zog sein Geist in die Stadt, in der er drei Jahre als Soldat gelegen hatte. Er erinnerte sich der lustigen Zeit, die er dort verlebte, an den Faschnachtstanz, an die schönen Maeken . . . und jetzt gingen seine Gedanken auf den Kasernenhof . . . und jetzt sah er noch den dampfenden Kessel mit der grau braunen

Vinsensuppe . . . und der Dampf wurde immer dichter, der Nebel immer stärker, jetzt senkte er sich auf sein Bett und jetzt hatte er ihn ganz eingehüllt! Fritz war eingeschlafen.

Am andern Morgen weckten ihn die Schritte seiner Frau, die mit ihren Holzschuhen klappernd ab und zugin, und die tägliche Morgenarbeit verrichtete. Mit halbgeöffneten Augen folgte Fritz ihrem Thun, indes sein Geist allerlei Pläne für den heutigen Tag zu reifen suchte. Jetzt nahte sich Marianne dem Bette um die Sonntagsgleider ihres Mannes, die dort auf einem Stuhle lagen, mit den Werktagsgleidern zu vertauschen. Das riß Fritz aus seiner Träumeret. Er öffnete weit die Augen, räusperte sich und sprach: „Laß das, Marianne; ich muß heute in die Stadt.“ Marianne war an Gehorsam gewöhnt und fragte selten nach dem Warum. Sie legte also die Kleider wieder hin, und eilte an den Ofen, aus dem ein lautes Zischen drang, das von der überkochenden Milch herrührte. Eine dicke, stinkende Dampfswolke erfüllte die Stube, so daß Marianne die Fenster und die Thür öffnen, der Fritz aber brummend sich tiefer in die Federn stecken mußte, und ohne den Gedanken an eine lustige Fastnachtsfeier in der Stadt, gewiß tüchtig geschimpft hätte.

Endlich war alles wieder gut, und bald darauf stand der Sensesfritz vor dem kleinen Spiegel, den er an das Fenster gehängt hatte, und zog auf seinen lebernen Hosenträger sein Rasiermesser ab. Nun rauschte das Messer durch die harten Stoppeln seines Gesichtes, wie eine Sense, welche das Rohr eines ausgetrockneten Sumpfes abschneiden muß. Endlich war die Schindrarbeit, wie er es nannte, geschehen, und er setzte sich, das Kinn streichend, vor die dampfende Milchsuppe, der er aber die nötige Kraft verließ,

indem er noch ein Glas selbstgebranntes Quetschenwasser darauf goß; dann nahm er Stock und Regenschirm unter den Arm, stülpte seine Pudelmütze über die Ohren und schritt wohlgemut der Stadt zu.

Ja, da wehte schon eine ganz andere Luft ihn an! Mit klingendem Spiele zog gerade das Militär aus, und Fritzens Augen leuchteten hell auf in dem angenehmen Gefühle, jetzt nicht mehr mitmachen zu müssen und sein eigener Herr zu sein. Unwillkürlich befühlte er seinen Geldbeutel und freute sich schon in dem Gedanken an all die

Genüsse, die er heute sich leisten wollte.

Nachdem in der neuen Bierhalle ein Frühschoppengetrunken war, ging es zum Mittagessen in den „Döfen“. Da gab es Suppe, Rindfleisch, Bratwurst, die aß er nämlich für sein Leben gern, und Rotkraut mit Kartoffeln. Zum Rindfleisch aß er ein Töpfchen Senf leer, und zur Bratwurst trank er einen Liter Alten, der im Döfen ganz besonders gut wächst.

So weit wäre das Essen nun fertig gewesen, und der Sensesfritz strich sich manierlich mit der rechten Hand über den Bauch, während die linke sich bemühte, den oberen Hosenknoß zu öffnen. Doch was ist auch das beste Essen,

ohne die anregende Zuthat des Getränkes, des braunen Kaffee's! Und wo konnte man ihn besser trinken, als in der Stadt? Der Sensesfritz zündete sich also im Döfen noch eine Cigarre an, nahm wieder seinen Stock und Regenschirm unter den Arm, und wanderte, den gesättigten Bauch behäbig tragend, dem Kaffeehaus zu. Auf dem Wege dahin sah er die ersten Masken, welche hüpfend und tänzelnd durch die Straßen zogen mit einem großen Gefolge laut lachender Gassenjungen. Nun ist das aber so ein merkwürdiges Ding mit den Masken: die haben, oder vielmehr



Statt einer Maske, schwärzte man ihm das Gesicht!

nehmen sich in dieser Zeit viel mehr Rechte und Freiheit, als sie sonst haben, und das ist seit uralten Zeiten so gewesen. Warum? Das wird dir, lieber Leser, der Hintende ein anderes Mal erklären. Die Masken, denen der Sensesfrit auf dem Wege zum Kaffeehaus begegnete, nahmen sich auch ein Recht, das sie dem Frit gegenüber wohl mit offenem Gesichte und ohne die Hampelmannssetzen auf dem Leibe, nicht gewagt hätten; der eine der Maskierten trug ein breites, tief eingeschnittenes Holz, eine Pritsche, und wählte den straff in den Hosens angepannten Hinterteil unseres

Sensesfrit, und, während dieser abnungslos lachend dem Treiben zusah, fuhr die Pritsche gerade auf den rechten Fleck, daß der Frit wie elektrifiziert in die Höhe sprang. Der Schlog hatte aber auch geknallt, als wenn er die gute Peitsche mit frischer Treibschnur versehen hätte. „Dich soll doch das Dumberwettel.!“ rief er rot vor Zorn, faßte in die eine Hand den Regenschirm, in die andere den Stock, und wollte auf den Hanswurst losgehen. Ja, der war aber schon weit, und die Gassenjungen sorgten dafür, daß auf den Schlag auch der gehörige Spott folgte. Schimpfend rettete sich der Frit ins Kaffeehaus.

Es währte nicht lange, so ließ die Thür ins Kaffeezimmer ebenfalls einen Schwarm Maskierter ein, denen der Frit, obgleich er sie mißtrauisch anblickte und sein Hinterteil ganz hinten an der Wand auf einen Stuhl rettete, doch ansah, daß sie feiner waren als die vorigen. Er lachte daher auch laut auf bei einigen ihrer Spässen, und zog durch sein Lachen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sofort umschwärmten sie ihn, warfen ihm Fußhände zu, streichelten ihm die fetten Backen, aber vom Stuhle hätte er sich nicht erhoben. Er bestellte aber ein Tourné

Bier, das die Maskierten mit einem Strohhalm leerschlürften, was wieder unserm Frit viel Freude machte. Das alles war aber nur der Anfang zu den heutigen Vergnügungen. Frit zog nun von Wirtshaus zu Wirtshaus; überall suchte er den Boden der Biergläser trocken zu legen, was er witzig „abticheln“ (abteichen) nannte, dabei wurde sein Kopf immer voller, sein Beutel leerer, sein Geist schwächer und seine Füße schwankender. Als schließlich sogar im „Hähnel“ eine schlantgewachsene, schelmisch neckende maskierte Dirne, die, wie der Hintende



„Do will ich blaiwe!“ antwortete Frit und stülzte sich wieder auf seinen Stock.

sicher weiß, ein Schmiedegeselle war, ihren festen Arm um den Hals des Frits legte und ihm erlaubte, einen tüchtigen Kuß auf den pappendeckelten Mund, und die rotgefärbten Pappwangen zu drücken, da sprang und tanzte der Sensesfrit in glückseliger Wonne in der Stube umher.

Ob der Kuß auf den Pappdeckelmund, ob der Druck der kräftigen Arme, ob der erwärmende Biergeist, der wie Frühlingssodem in sein Herz zog, nun Schuld daran war, Frit erklärte der Maske plötzlich: „Jetzt geh ich aa mit!“ Mit lauter Freude wurde der Frit unringt, statt einer Maske schwärzte man ihm das Gesicht, und so

solte er als neuermorbener Reichsbürger aus dem innern Afrika's die Fastnacht weiter mitfeiern. Doch weh! das Unglück schreitet schnell. Frit haßte sich mit Springen und Tanzen und Trinken so ab, daß auf einmal die Beine noch wankender wurden, und der Oberkörper, wie der Klöpsel der großen Kirchenglocke, im Takte rechts und links anschlug, und die Masken ihn schließlich mitten auf dem Marktplatz stehen ließen und nach allen Seiten hin verschwanden.

Der Sensesfrit nahm seinen Stock unter dem

Arm, stellte ihn schräg nach hinten als Stütze, und blickte mit starrem Auge gerade auf das Rathhaus zu. Plötzlich überflog ein Lächeln sein schwarzes Gesicht, und ließ zwei Reihe schneeweißer Zähne erblicken. Es war auch gar zu merkwürdig, wie der Fritz dachte; das Rathhaus fing an, sich zu bewegen, und tanzte gar nett vor ihm herüber und hinüber, gerade so wie er es macht, wenn er die Marianne im Arm, die ersten Takte eines lustigen Walzers hört. Dabei tanzte auch ein roter Stern vor seinen Augen, und als er, endlich sich ermannend, den Kopf

vorreckte und genauer hinsah, erblickte er die weit geöffnete Thür der Wachtstube, aus der gar einladend das Licht ihm entgegenstrahlte. Ein scharfer Wind zog über den menschenleeren Platz, und suchte jede Naht und jede Oeffnung an Fritzens Kleidern, um ihn aufzurütteln und zum Weitergehen anzustacheln. Plötzlich richtete sich der Sensesfritz gerade auf und schritt auf die Wachtstube zu. —

„Gute Dweb!“ rief er lachend dem alten Nachtwächter entgegen, der mit gerunzelter Stirn ihn betrachtete. „Was wollt Ihr denn?“ fragte er kurz, und sein Auge musterte den Sensesfritz, indes ein Lächeln den Mund des Wächters umspielte. „Do

will ich blaeiwe!“ antwortete Fritz und stützte sich wieder auf seinen Stock; „do leg' ich mich uff die Britsch bis morge!“ Der Nachtwächter suchte vergebens dem Sensesfritz klar zu machen, daß die Wachtstube nur eine vorübergehende Herberge für Spitzbuben und Lärmmacher sei, es half alles nichts: „Do blaeiw ich!“ sagte unser Fritz und setzte sich ruhig auf das breite hölzerne Mubelbrett.

Der Nachtwächter sah, daß er allein mit dem angetrunkenen Bauern nicht auskommen würde. Er ließ ihn daher sitzen und ging hinüber in den

„Apfel,“ wo gerade die Turner ein großes Fastnachtstfest mit üblichem Tangel-Tangel und Narrenpöffen feierten, und zu denen der Polizeidiener auch gehörte. Dieser machte natürlich kurzen Prozeß, und gleich darauf flog unser Fritz zur Wachtstube wieder heraus. Doch das konnte ihm seine gute Laune nicht rauben. Er lächelte verschmüht den Polizeidiener an, stetschte die weißen Zähne gegen den Nachtwächter, und stellte sich hinter die beiden, die noch eifrig mit einander rebeten. Als der Polizeidiener sich entfernte und den Sensesfritz noch aufforderte,

nach Hause zu gehen, nickte dieser grinsend ihm zu, und ging geraden Weges — nach Hause? — ach nein, direkt hinter dem Polizeidiener drein.

Dieser war wieder zur Gesellschaft zurückgekehrt und erzählte eben lachend das Abenteuer auf der Wachtstube, als die Thür weit aufschloß, und der schwarze Sensesfritz mit Stock und Schirm im Saale erschien. „Do bin ich!“ rief er der laut auflachenden Gesellschaft zu. Da kam aber ein merkwürdiges Leben in die Turner. „Hurrah! jetzt heran!“ rief man ihm von allen Seiten zu. Der Fritz aber rührte sich nicht. Er stetschte wieder die weißen Zähne, riß die Augen weit auf und streckte den Anwesenden

seine dicke, rote fleischige Zunge weit heraus. Erst als ein lustiger Bruder Turner ihn am Arm faßte und der Gesellschaft als ein eben aus Kamerun zugereister Reichsbruder und Negerturnwart vorstellte, da rechte sich Fritz hoch auf, und fing gar zierlich an, im Kreise zu tanzen. Dann ging er mit dem Turnerbruder in ein Nebenzimmer, zog die graugrünen Tuchhosen verkehrt an, ließ sich die Wangen und die Nase mit Zinnober schön rot färben und erschien nun wieder, um der Gesellschaft zu zeigen, was er könne. Der arme



„Do bin ich!“ rief er der laut auflachenden Gesellschaft zu.

Fritz hatte keine Ahnung, daß der übermüthige Turner auch sein Hinterteil dick mit Zinnober bestrichen hatte, und daß dieses nun aussah, wie das Gefäße gewisser großen Affen, die man häufig in Tierburden schauen kann. Jetzt erreichte die Ausgelassenheit ihren Höhepunkt, bis endlich ein weichherziger Turner sich des Aermsten erbarmte, ihn sich im Nebenzimmer wieder richtig ankleiden ließ, und dann mit samt den Kleidern auf ein Bett brachte, wo Fritz bald in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem er mit schwerem, schmerzdem Kopfe früh morgens erwachte. Doch das kalte Wasser, das er in reichlichem Maße verwenden mußte, um sein Gesicht wieder weiß zu waschen, that ihm gut, und beschämt zog er von dannen seinem stillen Dörfchen zu.

„Aber, Fritz, wo blaibsch du denn die ganz Nacht?“ mit diesen Worten begrüßte Marianne den Heimlehrenden, der es nicht wagte, sie anzusehen. „Wo werr ich gebliewe sein!“ sprach er unsicher. „In der Stadt, im Turnverein, die haben mich halt nicht fort gelassen, die haben eine lusthige Fasenacht gefeiert! Jetzt aber hole mir meine Werktagskleider, und loche eine dicke Mehlsuppe, hernoeh will ich dir erzähle!“

Marianne ging, indes Fritz seine Sonntags-

kleider ablegte. „Ach, Herrjeh, Fritz!“ rief erschrocken Marianne, als sie wieder in die Stube trat, und das rote Hemd und die roten Beine ihres Mannes sah; „Fritz, was hast du denn gemacht! Du bist ja ganz blutig!“ Erschrocken blickte Fritz auf seine Hosen und auf seine Beine, welche denen des Storches glichen, der im Sommer so stolz draußen auf der Wiese auf- und ab schritt. Und ebenso rot wurde auch sein Gesicht, als er jetzt mit unsicherer Stimme antwortete: „Jeh, Gjel, hab mich gestern Dwebs in rote Farbe geseht!“ Kaum aber hatte die beruhigte Marianne die Stube verlassen, als der Sensenfritz, der mit einem Bein schon in den Werktagshosen stach, sich hoch aufrichtete, die Fäuste ballte und grimmig zwischen den Zähnen durch brummte: „Ae Dunderwetter soll euch Herre holen! Mit keinem Schritt mehr geh ich zu euch in die Stadt, meiner Lebtag kriegen ehr den Sensenfritz nicht mehr dran! Das isch e lusthige Fasenacht! Wenn's nur niemand erfahren thut!“

Der Hintende hat es aber doch erfahren und hat gleich gesagt: „das muß zur Warnung für alle Stadtlustigen in den Kalender.“ J. W.

Elßässisches Weinlied.

Maienlust und Sommerlang
Schwanden gar geschwinde.
Seinen wirren Totentanz
Hält das Laub im Winde.
Bleichend muß das letzte Grün
Sich im Frost entfärben.
Spätlingsrosen, die noch blühn,
Müssen jäh erstierben.

Dennoch findet ihr mich nicht
Auf dem Schmerzensbänklein.
Vor mir sonnenklar und licht
Blinkt ein Zaubertränklein.
Auf den Hügel'n ist's gereift,
Heimlich und verborgen;
Wer zu diesen Tropfen greift,
Dannnt Verdruß und Sorgen.

Alle kennt ihr wohl das Raß,
Das Millionen preisen;
Während im bereiften Faß
Liegt es, „Wein“ geheisen.
Mancher, der einst matt und krank
Im Gemüt gewesen,
Ist bei diesem Wundertrank
Ganz und gar genesen.

Manches reiche Gnadenjahr
Hat gefüllt die Tonnen,
Und der muntern Zecherschar
Blühen manche Wonnen.
Manche düstre Träumerei
Muß in nichts entschweben,
Wo man froh beim Trinktunnei
Thut die Becher heben.

Auch in unsern Gauen wächst
Manches edle Tröpflein,
Das mit seinem Duft behert
Schon so manches Köpflin. —
Einer rühmt den „Malvasier“,
Einer den „Tokaier“;
Aber ich, ich lobe mir
„Den von Reichenweier“.

Nimm, o Himmel, wohl in Hut
Unser Land, das teure,
Daß in deiner Segensflut
Stets es sich erneure!
Laß es blühen und gedeihn!
Schirme seine Saaten!
Doch vor all'm laß den Wein
Immerdar geraten!

Christian Schmitt.

Die kurze Wanderschaft.

(von Karl Stöber.)

Wer vor siebzig und etlichen Jahren am Tage Matthäi die blauen Herbstblumen in dem oberen Altmühlthale, im Bayerlande, zählen wollte, der durfte nur mit einem Handwerksburschen gehen, dem seine Mutter noch von der Hausthüre aus über die weite Wiesenfläche nachsah.

Ihr Sohn, ein Schuhmacher wie sein verstorbener Vater, hatte schon etliche Tage, in tiefe Gedanken verloren, auf seinem Rappen gefressen. Und wenn ihn seine Mutter fragte: „Andres, fehlt dir was? ist dir was?“ so empfing sie jedes mal eine Antwort, aus der sie so wenig herausklauben konnte als eine Henne aus Sägespänen.

„Ich weiß wohl, Andres“, sprach dann die Wittwe in ihrem Herzen, wo dich der Schuh drückt, ohne daß du es mir zu sagen brauchst. Dir gefällt es nicht mehr in deines Vaters Hause, und der Hoffahrtssteufel mach's dir zu enge. Du möchtest ein großer Herr Schuhmacher werden, wie du sie auf deiner Wanderschaft in Nürnberg und Frankfurt gesehen hast, und weißt nicht, daß du wärmer sitzest, als hundert andere Meister, die keine Knieriemen mehr an den Fuß bringen, sondern nur zuschneiden. Aber in Gottes Namen! Willst du fort, so geh' fort! halt ich dich auf, so bleibst du ewig unzufrieden; versuchst du's eben, so meine ich, wird es dich bald gereuen. Andres, es ist ein großer Unterschied zwischen einer Wanderschaft von etlichen Jahren und zwischen einem Abschied von Mutter und Heimath auf immer!“

Endlich machte Andres eine halbe Schwenkung mit seinem Rappen und sprach: „Mutter, nun ich Alles recht überlegt, kann ich Ihr sagen, daß ich nicht mehr hier bleibe.“

„Warum, Andres?“ fragte die Wittwe hinter ihm an dem Hanfrocken, und that, als wunderte sie sich so wenig über seine Rede, als hätte er gesagt, sie solle die fertigen Stiefel zu dem untern Wirth tragen, der sie bestellte.

„Es ist hier nichts“, antwortete Andres, was Einer in diesem Nest ist, das muß er sein Leben lang bleiben.“

„Du hast Recht“, versetzte seine Mutter, „dein seliger Vater hat wohl zwanzig Knieriemen zerissen an sich und an dir, und am Ende hat es eben in seinem Lebenslaufe gebeissen: Der ehrbare Johann Matthias Palmberger, Altreis (Altschuhmacher) und Schutzverwandter dahier. Nichts dahinter und nichts davor.“

„Darum“ fuhr der junge Schuhmacher fort, „will ich nach England oder Amerika. Dort hat schon Mancher sein Glück gemacht.“

„Ja wohl, sein Glück gemacht“, stimmte die Wittwe dem Sohne bei. „Gerade jetzt erzählt man viel von einem Sattlergesellen aus Schneeberg in Sachsen, Atermann heißt er. Der ging über Paris nach London, in England, und ward daselbst ein so reicher und angesehenener Mann, daß jetzt die Grafen und Fürsten in seinem Haufe ein- und ausgehen, wie bei Unserem die Hühner, und der Erzbischof ist schon bei ihm zum Kaffee gewesen mit seiner Frau. Seinen armen Freunden in Schneeberg schickt er aber ein Goldstück um das andere.“

„Ich werde Euer auch nicht vergessen, liebe Mutter“, versicherte der junge Mann auf dem Rappen, und stellte die Stiefel des Wirths auf die Seite, nachdem er die letzte Hand daran gelegt hatte. „Ich werde Euch von Zeit zu Zeit schreiben, wie's mir geht. Und wenn Ihr einmal unter einem Brief von mir leset: Euer dankbarer Sohn, Hoffschuhmachermeister Seiner Majestät des Königs von Großbritannien, Schottland und Irland — dann dürft Ihr Euch flugs aufmachen, wie der Erpvater zu seinem Sohne Joseph in Egyptenland. Denn ich wollte mich Euer nicht schämen, und wenn ich König würde.“

„Bis dahin“ versetzte die Mutter, indem sie sich mit der Schürze eine Thräne aus dem Auge wischte, darfst du dir um meinethwillen keine Sorge machen. Denn ein neues Haus, zwei Kühe im Stall und etliche Morgen im Feld und an der Altmühl sind für ein Wittweib mehr als genug.“

Sie hatte noch nicht ausgerebet, als Andreas schon anfang um seinen Rappen herum aufzuräumen. Seine Mutter aber wehrte es ihm und sprach: „Lieber Sohn, das laß mir über. Nimm nur das Handwerkszeug, das du als Geselle auf der Wanderschaft brauchst und schnalle deinen Bündel. Der Ranzen, den du vor drei Jahren aus der Fremde mitgebracht hast, ist noch ganz gut und hängt drüben in der Kammer. Indeß habe ich Zeit, dir zum Abschied dein Leibgericht zu bereiten, denn du sollst erst gegen Abend ausziehen und heute nicht mehr weiter als nach Merxendorf geben. Du möchtest dir sonst wehe thun!“

Und so geschah es auch, Andreas schnallte seinen Wanderbündel, aß sein Leibgericht mit großem Beifall, plauderte noch zwei oder drei Stunden mit seiner Mutter über dieses und jenes, und ging dann, von ihr bis an die Hausthüre geleitet.

Die Wittwe aber sprach bei sich, als sie, die beiden Hände in der Rocktasche, nach ihrem Stüblein zurückkehrte: „Ich lasse Alles liegen und stehen, auch seinen Rappen; denn er wird nicht lange ausbleiben.“ Und als eine Stunde

darauf die Nachbarin kam und Schuhe zum Flicker brachte, nahm sie dieselben an und antwortete: „Morgen Abend könnt ihr wiederkommen und sie holen; da werden sie fertig sein.“

Andreas aber, je weiter er ging, desto länger wurde ihm der Weg nach England und Amerika. Schon auf den Wiesen zwischen den beiden nächsten Ortschaften gelobte er bei sich selber, sich mit der „Neuen Welt“ nicht einzulassen. In dem großen Mönchswald gab er auch England auf, in dem tiefen Sande hinter demselben fiel der Zeiger bis auf Frankfurt zurück, und als ihm in Merkenhof da und dort aus den Stuben ein heimliches Abendlicht entgegenschimmerte, wie vom Himmel die ersten Sterne, fühlte er ganz, was es heiße, Mutter und Heimath auf Nimmerwiederkommen zu verlassen.

So kam er in die Herberge seines Handwerks, nippte ohne großen Appetit von dem Bier, welches ihm vorgesetzt wurde, und legte sich dann zwischen die Würzburger Fuhrleute, welche auf dem Stroh in der Stube herumlagen. Sein Wanderbündel machte er zum Kopfstützen. Dann löschte der Wirth die mit Schmalz gefüllte Lampe aus, und das Mondlicht herrschte nun allein in der Stube.

Andreas aber hatte einen schlimmen Platz gewählt. Sein Schlafkamerad zur Linken, träumte vielleicht von einer Schlägerei. Wenigstens schlug er mit seinen großen und harten Fäusten gewaltig um sich, und traf dabei den Schuhmacher so in das Genick, daß dieser erschrocken aufsprang und eine andere Schlafstätte suchte. Eine lange, schmale Tafel, welche an der Wand von dem Fenster bis zur Stubenthüre reichte, und auf der nichts stand als ein Schffel, lud ihn ein. Er hob den Schffel herab und sein Wanderbündel hinauf und legte sich dann selbst nach Bequemlichkeit zurecht. Wenige Minuten darauf schloß ein sanfter Schlaf seine Augen und eine Erinnerung aus seiner frühesten Jugend zog, in einen Traum verwandelt, durch seine Seele. Es träumte ihm, er liege als Knabe von sieben oder acht Jahren zum Baden entkleidet auf einem flachen Ufer der Altmühl, und wollte sich in dem schwarzen Schlamm wälzen, um dann seinen Kameraden plötzlich als Mohr zu erscheinen. Lange war es ihm wohl darin; aber durch eine rasche Wendung bedeckte er auch sein ganzes Gesicht, Mund und Nase damit, und war nun dem Ersticken nahe.

Darüber erwachte Andreas, und lag mitten in einem Bactrog, wie ihn dort zu Lande diejenigen Wirthe haben, die ihr Brod für Kirchweihen, Hochzeiten usw. selbst backen. Denn während er sich in seinem lebhaften Traum bemühte, über das Brett in den Balsam der Schweine hinunter zu kommen, wich der Deckel des Troges allmählich, schnappte dann auf, und ließ den Träumer mit seinem Wanderbündel in den gährenden Sammelteig hinabgleiten.

Als Andreas seine Badewanne mit wachenden Augen sah, war er wohl mit einem Sprunge wieder heraus. Aber was nun anfangen? Hätte er Lärm geschlagen, so würde der Zorn des Wirthes, dem er sein Hochzeitbrod verdorben hatte, und der Spott der Fuhrleute, Dienstboten und Kinder haufenweise über ihn gekommen sein. Er beschloß also, wie der Iltis aus dem Taubenschlag, ohne Abschied davon zu gehen, schüttelte sich, daß die Teigflocken weit umherflogen, nahm Hut, Stock und Wanderbündel und ging durch das Fenster wieder hin, woher er gekommen war. Dabei lief er was er nur konnte, um noch vor Tagesanbruch zu seiner Mutter heim zu gelangen, und schwitzte unter seinem Ueberzug, wie ein Schinken, der in Teig gewickelt in einem Backofen liegt.

Seine Mutter hatte indessen auch wenig geschlafen, denn ihre zuversichtliche Hoffnung auf die baldige Wiederkunft ihres Sohnes war doch etwas gewichen. Sie trat, schon als der Morgen graute, unter ihre Hausthüre, und sah den Wiesengrund hinauf, der fast bis an den Mönchswald vor ihr lag. Und es wahrte nicht lange, so erkannte sie in dem wandelnden Teige ihren Andreas. Ob sie bei seinem Empfang mehr Freude oder mehr Erstaunen zeigte, war nicht zu unterscheiden. Andreas hielt sich am wenigsten bei dieser Untersuchung auf, sondern schlüpfte, der Nachbarn wegen, so schnell als möglich unter Dach. Eine Stunde darauf, nachdem er sich von seiner Salbe gewaschen und in sein Hausgewand geworfen, saß er schon wieder auf seinem alten Rappen und sückte die Schuhe, die Tags zuvor gebracht worden waren, als wäre zwischen gestern und heute nichts besonderes vorgefallen. Fort beehrte er nicht mehr, sondern suchte sich eine Gehülfin, die um ihn sei, nach dem Willen seiner Mutter, und hielt eine große Hochzeit.

Etliche Tage zuvor erinnerte er sich an den Hochzeit-Teig, welchen er auf seiner Reise nach Amerika verdorben hatte, und schickte, jedoch ohne Namensunterschrift, dem Wirth in Merkenhof zur vollen Entschädigung drei neue Kronthalere auf der Post.

Wie ein Pastor ein neues Haus bekommt.

Das ist gar lustig. Einem protestantischen Pastor im Braunschweig'schen wollte das Pfarrhaus über dem Kopfe zusammenfallen. Was er auch bei der Gemeinde petitionierte, nirgends zeigte man Eile. Da kam die Nachricht, der Herzog werde am folgenden Tage zur Jagd durchs Dorf kommen. Alles war beschäftigt, ihm einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Auch der Pastor machte seine Vorbereitungen; er schickte sich an, um sein altes Haus ein gewaltiges Tau zu schlingen, das er festschnürte und über die Straße führte, an deren anderer Seite er es an einem Baume befestigte. Mit unendlichem Vergnügen erklimmte er dann die Höhe seiner Studierstube. Nicht lange, so verkündete fernes Jubelgeschrei die Ankunft des Fürsten; und bald merkte der Pastor an dem näher tönenden Wagengerassel, daß der Herzog sich seinem Hause nahe. In diesem Augenblicke stimmte er seinen Morgengesang an: „Befiehl Du Deine Wege und was Dein Herze kränkt, Der treuen Vaterpflege, Des, der das Weltall lenkt.“ Unten hielt der Zug, und es begann, unruhig zu werden. Der Pastor fuhr fort: „Er zeichnet Stern' und Wi-i—inden Die abgemess'ne Bahn.“ Von unten donnerte und wetzerte es in verschiedenen Stimmen; aber in den höchsten und kräftigsten Tönen überlang die letzte Strophe des Pastors: „Sollt' er nicht Wege fi—i—nden, Wo Dein Fuß“ —. Hier unterbrach ihn der laute zornige Ruf der aufgebrauchten Durchlaucht. Der Pastor fuhr mit dem Kopf aus dem Fenster und sperre wie in höchster Verwunderung Augen und Mund auf und sang: „wa—a—a—ndeln kann,“ und kam so noch glücklich zu Ende. Im Nu war der Pastor dann die Treppe herunter und stand jetzt in ehrerbietigster Verbeugung auf der Schwelle. — „Was treibt Ihr da für Unfug an Eurem Hause, Herr Pastor!“ fuhr der erzürnte Fürst Se. Ehrwürden an, der demütig sein Köppchen zwischen den Händen drehte. — „Unfug? Durchlaucht erschrecken mich.“ — „Die Narrenspossen da!“ rief zornig lächelnd der Herzog. — „Narrenspossen? Durchlaucht belibien zu scherzen,“ versetzte ganz verwundert der alte Herr. — „Himmel, was soll das Tau da quer über die Straße?“ schrie der aufgebrauchte Fürst. — „Ach ja, das Tau! Hm! O du lieber Gott, ich kann Ew. Durchlaucht nicht helfen; Durchlaucht müssen umkehren!“ antwortete ruhig der nicht im mindesten eingeschüchterte Seelsorger. — „Bindet das Tau los!“ — „Durchlaucht ge-

ruhen zu bemerken, daß ich mein Haus festbinden muß, wenn es mir nicht über dem Kopfe zusammenstürzen soll; das Tau kann nicht losgebunden werden.“ — „O Ihr Schalk!“ lachte laut der Herzog. „Nun, für einen Augenblick mögt Ihr's schon losbinden; berweilen soll mein fürslich Wort Euer Haus stützen.“ — In drei Sätzen schoß der Pastor darauf hinüber an den Baum und riß das Tau weg. Die Kaleschen rollten weiter. — Acht Tage darauf kamen Bauleute von Braunschweig her, um den Neubau abzumessen. Der Kniff hat besser geholfen, als alles Petitionieren. (Vergmannsfreund.)

Merke: Vor Nachahmung wird gewarnt. Mit großen Herren ist nicht gut — spassen.

Der reichste Herr.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Berlin ein Kaufmann Müller benannt. Der Ertrag eines Weißwaarengeschäfts ernährte ihn und seine Familie zwar bescheiden, aber doch ausreichend, und Müller stand bei seinen Mitbürgern als ein streng solider und gottesfürchtiger Mann in gutem Ansehen. Im Wechsel der Zeiten geschah es aber, daß Müller in eine dringende Geldverlegenheit gerieth. Er war gezwungen, eine bedeutende Summe auf Wechsel zu nehmen, und als der Zahlungstermin heran kam, sah er sich außer Stand, das nöthige Geld zu schaffen. Mit Wechselsschulden ist es aber eine schlimme Sache, und wenn Müller auch zunächst zu dem gewöhnlichen Mittel seine Zuflucht nahm, den Termin verlängern zu lassen, so kam doch endlich die gefürchtete Stunde unerbittlich heran, wo er entweder zahlen mußte oder mit Hab und Gut ohne jeden Aufschub dem Gläubiger verfallen war. Diese bittere Mähdlichkeit schwebte dem armen Müller Tag und Nacht vor Augen und er war so vertieft in seinen Jammer, daß ihm das Vertrauen auf die göttliche Macht und Durchhilfe ganz abhanden gekommen war und er gänzlich vergaß, „in wie viel Noth doch schon der gnädige Gott über ihn Flügel gebreitet.“ Vielmehr sprach er bei sich selbst: „Ich will mich aufmachen und zu meinen Freunden gehen; wenn ich ihnen meine Noth klage, werden sie mir sicherlich helfen!“

Auf diesem Gang machte nun aber der gute Müller ganz dieselbe Erfahrung, welche vor und nach ihm schon Viele gemacht haben, nämlich er fand überall verschlossene Thüren und Herzen. Der erste Geschäftsfreund war, wie es hieß, nicht zu Hause, der andere bebauerte sehr, nicht helfen

zu können, weil er augenblicklich selber in Verlegenheit sei, und der Dritte und Vierte hatten jeder eine andere Ausrede. So setzte nun der arme, bekümmerte Mann seine letzte Hoffnung auf den reichen Herrn S. . . , der konnte und mußte ihm ja helfen! Allerdings hatte Herr S. . . in seiner wohlverschlossenen Kasse genug der harten Thaler liegen, aber er dachte nicht daran, sie zur Rettung des bedrängten Müller herauszugeben, vielmehr sprach er dem demüthig Bittenden mit vielen Worten sein Bedauern aus, nicht helfen zu können, und schloß endlich seine Rede mit der höhnischen Bemerkung: „Sie haben ja schon oft damit viel gethan, lieber Müller, daß Sie einen so reichen Herrn im Himmel hätten; warum gehen Sie denn nicht zu dem?“ Da fiel's dem guten Müller plötzlich wie Schuppen von den Augen „Sie haben recht, Herr S. . . , ich danke Ihnen!“ Damit nahm er seinen Hut und eilte spornreichs von dannen, heim in seine Wohnung, dort ging er in sein Kämmerlein und schloß die Thüre hinter sich zu. Von der Unterredung, welche da im Stillen geführt wurde, hat kein Mensch etwas erfahren; sie war lange und ernstlich, und als Müller endlich wieder die Thüre aufschloß, sah er aus wie einer, der sich von ganzem Herzen gebemüht hat, um seines Unglaubens willen, vor dem großen Gott Himmels und der Erden, aber auch wie einer, der die Versicherung erhalten hat, daß ihm seine Sünden vergeben sind, zugleich mit der Gewißheit, daß auch die gegenwärtige leibliche Noth in die Hand Dessen gelegt sei, der allein helfen kann über Bitten und Verstehen.

Das Tönen der Ladenglocke war es gewesen, was Müller aufgeschreckt hatte aus seiner stillen Betrachtung, denn es fiel ihm plötzlich ein, daß ja seine Frau vor Kummer und Sorge krank darnieder liege, und er daher selber hinunter müsse in den Laden, um etwaige Kunden zu bedienen. Unten fand er eine reiche Nachbarin, die ihm in freundlicher Redseligkeit auseinander setzte, sie sei gekommen, um zu der Ausstattung ihrer Tochter einen größeren Einkauf zu machen, „weil sie zu dem Herrn Nachbar ein ganz besonderes Vertrauen habe!“ Müller hörte wie im Traum, und wie im Traum holte er Stück für Stück herunter, um es der Käuferin vorzulegen, Weißes und Farbiges, Leinenes und Baumwollenes. Der Einkauf dauerte lange, da die Nachbarin sorgsam prüfte und auswählte; endlich aber war sie befriedigt, und nachdem ein großer Waarenposten für sie zurück gelegt worden, zog sie ein wohlgefülltes Beutelein

heraus und zählte in blanken Gold- und Silberstücken den ganzen Betrag auf den Ladentisch hin. Und der Laden wurde an jenem Tage nicht leer von Kunden, die mehr oder weniger große Einkäufe machten, so daß Müller kaum Zeit hatte, einmal zu seiner Frau zu eilen, um auch in ihre bekümmerte Seele etwas von der frohen Zuversicht gelangen zu lassen, von der er selber nunmehr erfüllt war. Als er endlich am späten Abend Zeit fand, die Einnahme des heutigen Tages zu zählen, da fand er zu seinem freudigen Erstaunen, daß die zur Zahlung der Wechselschuld am folgenden Tage nöthige Summe vollständig beisammen war! Das Dankgebet, mit dem unser Müller und seine Frau an jenem Abend einschließen, ist gewiß ein heißes und ein inniges gewesen, besonders im Blick auf ihre schlafenden Kinder, die natürlich von der drohenden Gefahr und der wunderbaren Hülfe nichts geahnt hatten. Und vor dieser Zeit an hob sich das Geschäft unter Gottes Segen sichtbarlich. Müller fand überall Kredit, um sein fast ausverkauftes Waarenlager schnell zu ergänzen, und ist somit diese große Noth und die erfahrene Hülfe nicht nur eine köstliche Erfahrung gewesen für sein inneres Leben, sondern ist auch eine Quelle wachsenden Wohlstandes für ihn geworden.

— Diese Geschichte hat sich, mit Ausnahme des Namens, den ich absichtlich geändert habe, buchstäblich so zugetragen, wie ich sie erzählte, und hat sich von Mund zu Mund, von Kind zu Kindeskindern fortgepflanzt. Möge dieselbe wie sie den Angehörigen jener Familie oft schon zum Trost und zur Stärkung gereichte, auch Anderen zur Ermunterung dienen in ihrem Glauben, damit sie in keiner Lebenslage es vergessen: Wir haben einen reichen Vater im Himmel.

S. . . in Berlin.

Die Zeche.

„Herr Wirt! Heute zahle ich nicht; schreiben Sie nur an, was ich schuldig bin.“

Der Wirt nimmt Kreide und schreibt mit großen Buchstaben an eine große Tafel den Namen, den Stand und die schulbige Zeche des Gastes.

„Aber,“ sagt dieser, „muß es denn die ganze Stadt wissen, daß ich Ihnen schuldig bin?“

„Wissen Sie, was zu thun ist, um diesem vorzubeugen?“ erwiderte der Wirt; „lassen Sie Ihren Mantel hier, den will ich darüber hängen?“



Das Eisenbahnunglück bei St. Mandé. (Der „Illustration“ entnommen).

Das Eisenbahnunglück bei St. Mandé.

Mit einer großen Abtheilung.

Nachdem erst vor einigen Tagen, auch an einem Sonntag Abend, der Klubzug im Nordbahnhof auf den Viller Zug aufgefahen war, ist am 26. Juli ein noch viel größeres Unglück auf der Vincennes Linie der Ostbahn vorgekommen. Bei dem Nordbahnunfall war die Zahl der Verwundeten nur gering, die Wunden waren meist leicht und es waren nur zwei Todesfälle zu verzeichnen, dagegen sind nach den bisherigen Angaben 49 Personen ums Leben gekommen und ca. 100 verwundet worden.

An der Bahnlinie fanden mehrere Festlichkeiten statt: ein Musikfest in Joinville, ein Schupheilgenfest in St. Mandé. Alle Züge waren dabei überfüllt, namentlich die von der Bannmeile zurückkehrenden Abendzüge; wegen des gewaltigen Verkehrs mußten noch eine Anzahl Extrazüge eingelegt werden. Der von Joinville kommende Zug Nr. 116, der aus 23 zweifächigen Wagen bestand, hielt 9 Uhr 15 Min. Abends vor St. Mandé. Seine Lokomotive stand schon im Tunnel, die hintersten Wagen des Zuges befanden sich unter der Brücke des Tournelles. Auf dem Bahnhof war langer Aufenthalt und es herrschte ein großes Gedränge. Da fast alle Wagen besetzt waren, suchten die zahlreichen Besucher des Festes von St. Mandé nach den wenigen noch freien Plätzen. Endlich sollte sich der Zug in Bewegung setzen. Plötzlich erschien aber hinter demselben der ebenfalls von Joinville kommende Extrazug Nr. 116 D und fuhr mit bedeutender Schnelligkeit in den Bahnhof ein, wie dies seit Einführung der Westinghouse-Bremse, welche ein sofortiges Anhalten gestattet, üblich ist. Die Einfahrt des Zuges geschah so rasch und die Reisenden waren so beschäftigt, daß sie die Gefahr gar nicht bemerkten. Die Maschine des Zuges Nr. 116 D zertrümmerte den Gepäckwagen und fuhr dann in den letzten Wagen des Zuges Nr. 116, einen Wagen I. Klasse mit geschlossenem zweiten Stockwerke hinein. Dieser Wagen wieder wurde in die vorhergehenden zwei Wagen II. Klasse gestoßen.

Man hörte verweirte Schreie und es entstand eine schreckliche Verwirrung. Von allen Seiten eilten Leute zur Hülfe herbei. Ein Vater hatte eben Frau und Tochter in einen Wagen untergebracht und wollte gerade selbst einsteigen, als das Unglück geschah, und mußte nun mit ansehen, wie seine Familie ums Leben kam. Um den Schrecken noch zu vermehren, brachen auch

aus den zertrümmerten Wagen Rauch und Flammen aus. Die Gefäße auf dem Dach der Wagen, welche das zur Beleuchtung derselben dienende Gas enthielten, hatten sich entzündet. Diejenigen Menschen, welche nicht beim Zusammenstoß erdrückt waren, mußten nun verdrennen oder ersticken, und zwar vor den Augen Derer, welche zu ihrer Hülfe herbeigeeilt waren, ohne ihnen helfen zu können. Die herbeigerufenen Feuerwehren von Vincennes und St. Mandé waren bald zur Stelle.

Der Präsident der Republik, drahtlich benachrichtigt, schickte den Major Pistor in einem Wagen nach der Unglücksstelle. Die 23. Krankenträgersektion und alle verfügbaren Krankenwagen wurden nach St. Mandé geschickt. Die leicht Verwundeten wurden nach St. Antons-Krankenhaus gebracht, die schwer Verwundeten und die Toten nach dem Stadthause, wo sie von Ärzten untersucht wurden.

Um den Bahnhof von St. Mandé bot sich ein trauriger Anblick dar. Auf der Rue St. Antoine bewegten sich mit Kranken angefüllte Leiterwagen und Militär-Krankenwagen. Vor dem Krankenhause St. Antoine hat sich eine große Menschenmenge angesammelt. Nach und nach wurden über 50 Verwundete in dasselbe gebracht und immer neue Krankenwagen trafen ein. In St. Mandé war man nicht sofort von dem Unfälle unterrichtet; das Volksfest dauerte noch fort. Die Straßen waren illuminirt und zwischen den Schaubuden drängte sich eine große Volksmenge herum. Auch in Paris wußte man am anderen Tage noch nichts von dem Zusammenstoße. Der Vincennesbahnhof war erleuchtet, aber abgesperrt. Ein Anschlag machte bekannt, daß wegen „Versperrung der Gleiße“ bei St. Mandé der Bahnverkehr vorläufig eingestellt sei. Ueber das Schicksal der Ibrigen beunruhigte Leute suchten vergeblich, nähere Auskunft zu erhalten. Der Bahnhof von St. Mandé wurde von Schutzleuten und Soldaten bewacht. Auf der Strecke 150 m vom Bahnhof sah man eine Menge Soldaten unter Fackelbeleuchtung arbeiten. Unter der Brücke des Tournelles befand sich ein formloser Trümmerhaufen. Eine Maschine mit zwei Wagen stand in der Nähe, um die Trümmer zu befördern.

Die Leichen und die Schwerverwundeten boten einen schrecklichen Anblick dar. Eine Frau war ganz verlohrt, die Knochen lagen offen zu Tage. Einem Studenten waren beide Beine gebrochen, vor ihm lag seine entseelte Geliebte. Einem 14jährigen Knaben waren ebenfalls die unteren Gliedmaßen zerquetscht, er ruhte wei-

nend auf der Leiche seiner Mutter. Die Maschine des Zuges 116 D ist halb zur Seite geneigt und befindet sich inmitten der Trümmer des Gepäckwagens. Das Hintertheil der rückwärts angehängten Lokomotive befindet sich über den Trümmern von zwei Personenwagen. Der vorhergehende Wagen ist halb umgestürzt. Ueberall sieht man Leichen oder abgetrennte Gliedmaßen umherliegen. An der Brücke des Tournelles hat man einen riesigen Wellbaum angebracht, dessen Seile an den Achsen des ersten umgestürzten Wagens befestigt sind. 50 Menschen ziehen an den Stricken um den Wagen aufzurichten, damit man die Leichen unter demselben hervorziehen könne. Unter demselben befindet sich kein lebendes Wesen mehr. Die Leichen sind breitgedrückt, die Kleider zu Lumpen zerlegt. Ein Augenzeuge berichtet uns: „Ich sah drei Männer und eine junge Frau in blauem Kleid mit Strohhut hervorziehen. Die langen blonden Haare der Letzteren waren verwirrt und blutig; ihr Gesicht eine formlose Masse.“

An der Unglücksstelle herrscht die größte Verwirrung. Alles rennt durcheinander: Soldaten, Feuerwehr, Schutzleute. Die Verwirrung ruft neue Unglücksfälle hervor. Einem Feuerwehrmann wurde durch ein sich lösendes Rad ein Fuß zerschmettert. Ein Mann hat durch den Schrecken bei dem Unglück den Verstand verloren; er stammelt unzusammenhängende Worte und hängt sich an Jeden an, den er trifft.

Den ganzen Morgen fanden sich zahlreiche Leute vor dem St. Antons-Krankenhause in St. Mandé ein, um Näheres über die Verwundeten zu erfahren.

Der Hospitaldirektor telegraphirte an alle Familien, von denen Angehörige in St. Mandé verletzt wurden, und ließ die Liste der Verunglückten und die Art der Verwundung öffentlich anschlagen. Außer nach dem Antons-Krankenhause von St. Mandé wurde ein Theil der Verwundeten nach dem Militärsazareth von Vincennes und dem Hospital Troussseau gebracht. Die Leichen sind in der Schule von St. Mandé aufbewahrt.

Nach der jetzigen Fahrordnung der Bahnzüge hätte ein Zusammenstoß wie der gestrige, gar nicht vorkommen dürfen. Vor 1882 war die Fahrordnung der Züge nur nach der Zeit geregelt. Wenn also der vorhergehende Zug durch einen Zwischenfall unterwegs Aufenthalt hatte, so konnte der folgende leicht mit ihm zusammenstoßen. Seit 1882 aber ist in Frankreich das Blocksystem eingeführt. Die Strecke ist in Abtheilungen zerlegt, deren jede ihren Bahnwärter hat.

Der Bahnwärter muß den folgenden durch ein Zeichen mit dem Zeigertelegraphen benachrichtigen.

Schon jetzt läßt sich aber mit einiger Gewißheit behaupten, daß die Bestimmungen der Bahnordnung von 1882 nicht eingehalten worden sind. Es war behauptet worden, der Bahnhofsvorstand habe, in lebhafter Unterhaltung mit einem Bekannten begriffen, veräußert, die nöthigen Zeichen geben zu lassen. Der „Temps“ hat den Bahnhofsvorstand von St. Mandé befragen lassen. Letzterer erklärt, ein Irrthum im Zeichen-dienst sei nicht vorgekommen. Dem Zug 116 D sei das Zeichen zur Abfahrt noch nicht erteilt worden, da Zug 116 noch im Bahnhofe von St. Mandé gestanden habe. In Vincennes habe man dem Maschinisten ersteren Zuges gesagt, er möge abfahren, aber nicht zu schnell fahren, da die Bahn noch nicht frei sei. Heute Morgen habe der Maschinist erklärt, die Bremse sei nicht richtig im Stande gewesen, er habe daher nicht schnell genug den Zug zum Stehen bringen können. Der Heizer des Zuges 116 D hingegen behauptet, in Vincennes sei das Zeichen zur Abfahrt von St. Mandé aus erteilt worden. Bei der Brücke des Tournelles habe er und der Maschinist die drei rothen Laternen des letzten Wagens von Zug 116 in 150 m Entfernung vor sich gesehen und gedreht. Die Bremse habe aber in Folge einer Verschlechterung nur auf die ersten vier Wagen gewirkt. Diese Aussage wurde vom Maschinisten und Zugführer bestätigt.

Die Lokomotiven müssen auf der Fahrt von Vincennes nach Paris rückwärts fahren, da der Vincennes Bahnhof keine Drehscheiben besitzt. Der Maschinist muß sich daher, um zu bremsen, rückwärts stellen und kann nicht nach der Strecke sehen.

Nach Ansicht eines höheren Bahnbeamten trifft die Schuld für das Unglück den Maschinisten des Zuges 116 D, welcher das vorchriftsmäßig gegebene Haltesignal nicht beachtet hat. Der Bahnhofsvorstand von Vincennes würde nicht verantwortlich sein, wenn er den Maschinisten nicht auf die Stellung des Zeigertelegraphen aufmerksam und an der Abfahrt gehindert habe. Ferner ist es unrecht gewesen, daß man das Publikum in den letzten Lastwagen, der für gewöhnlich leer bleibe, habe einsteigen lassen.

Das Eisenbahnunglück bei St. Mandé.

Mit einer großen Abbildung.

Nachdem erst vor einigen Tagen, auch an einem Sonntag Abend, der Klubzug im Nordbahnhof auf den Riller Zug aufgefahen war, ist am 26. Juli ein noch viel größeres Unglück auf der Vincennes Linie der Ostbahn vorgekommen. Bei dem Nordbahnunfall war die Zahl der Verwundeten nur gering, die Wunden waren meist leicht und es waren nur zwei Todesfälle zu verzeichnen, dagegen sind nach den bisherigen Angaben 49 Personen ums Leben gekommen und ca. 100 verwundet worden.

An der Bahnlinie fanden mehrere Festlichkeiten statt: ein Musikfest in Joinville, ein Schutzheiligenfest in St. Mandé. Alle Züge waren daher überfüllt, namentlich die von der Bannmeile zurückkehrenden Abendzüge; wegen des gewaltigen Verkehrs mußten noch eine Anzahl Extrazüge eingelegt werden. Der von Joinville kommende Zug Nr. 116, der aus 23 zweistöckigen Wagen bestand, hielt 9 Uhr 15 Min. Abends vor St. Mandé. Seine Lokomotive stand schon im Tunnel, die hintersten Wagen des Zuges befanden sich unter der Brücke des Tournelles. Auf dem Bahnhof war langer Aufenthalt und es herrschte ein großes Gedränge. Da fast alle Wagen besetzt waren, suchten die zahlreichen Besucher des Festes von St. Mandé nach den wenigen noch freien Plätzen. Endlich sollte sich der Zug in Bewegung setzen. Plötzlich erschien aber hinter demselben der ebenfalls von Joinville kommende Extrazug Nr. 116 D und fuhr mit bedeutender Schnelligkeit in den Bahnhof ein, wie dies seit Einführung der Westinghouse-Bremse, welche ein sofortiges Anhalten gestattet, üblich ist. Die Einfahrt des Zuges geschah so rasch und die Reisenden waren so beschäftigt, daß sie die Gefahr gar nicht bemerkten. Die Maschine des Zugs Nr. 116 D zertrümmerte den Gepäckwagen und fuhr dann in den letzten Wagen des Zugs Nr. 116, einen Wagen I. Klasse mit geschlossenem zweiten Stockwerke hinein. Dieser Wagen wieder wurde in die vorhergehenden zwei Wagen II. Klasse gestoßen.

Man hörte verzweifelte Schreie und es entstand eine schreckliche Verwirrung. Von allen Seiten eilten Leute zur Hülfe herbei. Ein Vater hatte eben Frau und Tochter in einen Wagen untergebracht und wollte gerade selbst einsteigen, als das Unglück geschah, und mußte nun mit ansehen, wie seine Familie ums Leben kam. Um den Schrecken noch zu vermehren, brachen auch

aus den zertrümmerten Wagen Rauch und Flammen aus. Die Gefäße auf dem Dach der Wagen, welche das zur Beleuchtung derselben dienende Gas enthielten, hatten sich entzündet. Diejenigen Menschen, welche nicht beim Zusammenstoß erdrückt waren, mußten nun verbrennen oder ersticken, und zwar vor den Augen Derer, welche zu ihrer Hülfe herbeigeeilt waren, ohne ihnen helfen zu können. Die herbeigerufenen Feuerwehren von Vincennes und St. Mandé waren bald zur Stelle.

Der Präsident der Republik, drahtlich benachrichtigt, schickte den Major Pistor in einem Wagen nach der Unglücksstelle. Die 23. Krankenträgersektion und alle verfügbaren Krankenwagen wurden nach St. Mandé geschickt. Die leicht Verwundeten wurden nach St. Antons-Krankenhaus gebracht, die schwer Verwundeten und die Todten nach dem Stadthause, wo sie von Ärzten untersucht wurden.

Um den Bahnhof von St. Mandé bot sich ein trauriger Anblick dar. Auf der Rue St. Antoine bewegten sich mit Kranken angefüllte Leiterwagen und Militär-Krankenwagen. Vor dem Krankenhause St. Antoine hat sich eine große Menschenmenge angesammelt. Nach und nach wurden über 50 Verwundete in daselbe gebracht und immer neue Krankenwagen trafen ein. In St. Mandé war man nicht sofort von dem Unfalle unterrichtet; das Volksfest dauerte noch fort. Die Straßen waren illuminiert und zwischen den Schaubuden drängte sich eine große Volksmenge herum. Auch in Paris wußte man am anderen Tage noch nichts von dem Zusammenstoße. Der Vincennesbahnhof war erleuchtet, aber abgesperrt. Ein Anschlag machte bekannt, daß wegen „Versperrung der Geleise“ bei St. Mandé der Bahnverkehr vorläufig eingestellt sei. Ueber das Schicksal der Ihrigen beunruhigte Leute suchten vergeblich, nähere Auskunft zu erhalten. Der Bahnhof von St. Mandé wurde von Schulreuten und Soldaten bewacht. Auf der Strecke 150 m vom Bahnhof sah man eine Menge Soldaten unter Fackelbeleuchtung arbeiten. Unter der Brücke des Tournelles befand sich ein formloser Trümmerhaufen. Eine Maschine mit zwei Wagen stand in der Nähe, um die Trümmer zu befördern.

Die Leichen und die Schwerverwundeten boten einen schrecklichen Anblick dar. Eine Frau war ganz verlohnt, die Knochen lagen offen zu Tage. Einem Studenten waren beide Beine gebrochen, vor ihm lag seine entseelte Geliebte. Einem 14jährigen Knaben waren ebenfalls die unteren Gliedmaßen zerquetscht, er ruhte wei-

nend auf der Leiche seiner Mutter. Die Maschine des Zuges 116 D ist halb zur Seite geneigt und befindet sich inmitten der Trümmer des Gepäckwagens. Das Hintertheil der rückwärts angepannt gewesenen Lokomotive befindet sich über den Trümmern von zwei Personenwagen. Der vorhergehende Wagen ist halb umgestürzt. Ueberall sieht man Leichen oder abgetrennte Gliedmaßen umherliegen. An der Brücke des Tournelles hat man einen riesigen Wellbaum angebracht, dessen Seile an den Achsen des ersten umgestürzten Wagens befestigt sind. 50 Menschen ziehen an den Stricken um den Wagen aufzurichten, damit man die Leichen unter demselben hervorziehen könne. Unter demselben befindet sich kein lebendes Wesen mehr. Die Leichen sind breitgedrückt, die Kleider zu Lumpen zerfetzt. Ein Augenzeuge berichtet uns: „Ich sah drei Männer und eine junge Frau in blauem Kleid mit Strohhut hervorziehen. Die langen blonden Haare der Letzteren waren verwirrt und blutig; ihr Gesicht eine formlose Masse.“

An der Unglücksstelle herrscht die größte Verwirrung. Alles rennt durcheinander: Soldaten, Feuerwehr, Schulleute. Die Verwirrung ruft neue Unglücksfälle hervor. Einem Feuerwehrmanne wurde durch ein sich lösendes Rad ein Fuß zerschmettert. Ein Mann hat durch den Schrecken bei dem Unglück den Verstand verloren; er stammelt unzusammenhängende Worte und hängt sich an Jeden an, den er trifft.

Den ganzen Morgen fanden sich zahlreiche Leute vor dem St. Antons-Krankenhaus in St. Mandé ein, um Näheres über die Verwundeten zu erfahren.

Der Hospitaldirektor telegraphirte an alle Familien, von denen Angehörige in St. Mandé verletzt wurden, und ließ die Liste der Verunglückten und die Art der Verwundung öffentlich anschlagen. Außer nach dem Antons-Krankenhaus von St. Mandé wurde ein Theil der Verwundeten nach dem Militär Lazareth von Vincennes und dem Hospital Trousseau gebracht. Die Leichen sind in der Schule von St. Mandé aufbewahrt.

Nach der jetzigen Fahrordnung der Bahnzüge hätte ein Zusammenstoß wie der gestrige, gar nicht vorkommen dürfen. Vor 1882 war die Fahrordnung der Züge nur nach der Zeit geregelt. Wenn also der vorhergehende Zug durch einen Zwischenfall unterwegs Aufenthalt hatte, so konnte der folgende leicht mit ihm zusammenstoßen. Seit 1882 aber ist in Frankreich das Blocksystem eingeführt. Die Strecke ist in Abtheilungen zerlegt, deren jede ihren Bahnwärter hat.

Der Bahnwärter muß den folgenden durch ein Zeichen mit dem Zeigertelegraphen benachrichtigen.

Schon jetzt läßt sich aber mit einiger Gewißheit behaupten, daß die Bestimmungen der Bahnordnung von 1882 nicht eingehalten worden sind. Es war behauptet worden, der Bahnhofsvorstand habe, in lebhafter Unterhaltung mit einem Bekannten begriffen, versäumt, die nöthigen Zeichen geben zu lassen. Der „Temps“ hat den Bahnhofsvorstand von St. Mandé befragen lassen. Letzterer erklärt, ein Irrthum im Zeichen-dienst sei nicht vorgekommen. Dem Zug 116 D sei das Zeichen zur Abfahrt noch nicht erteilt worden, da Zug 116 noch im Bahnhofs von St. Mandé gestanden habe. In Vincennes habe man dem Maschinisten ersten Grades gesagt, er möge abfahren, aber nicht zu schnell fahren, da die Bahn noch nicht frei sei. Heute Morgen habe der Maschinist erklärt, die Bremse sei nicht richtig im Stande gewesen, er habe daher nicht schnell genug den Zug zum Stehen bringen können. Der Heizer des Zuges 116 D hingegen behauptet, in Vincennes sei das Zeichen zur Abfahrt von St. Mandé aus erteilt worden. Bei der Brücke des Tournelles habe er und der Maschinist die drei rothen Laternen des letzten Wagens von Zug 116 in 150 m Entfernung vor sich gesehen und gebremst. Die Bremse habe aber in Folge einer Verschlechterung nur auf die ersten vier Wagen gewirkt. Diese Aussage wurde vom Maschinisten und Zugführer bestätigt.

Die Lokomotiven müssen auf der Fahrt von Vincennes nach Paris rückwärts fahren, da der Vincenner Bahnhof keine Drehscheiben besitzt. Der Maschinist muß sich daher, um zu bremsen, rückwärts stellen und kann nicht nach der Strecke sehen.

Nach Ansicht eines höheren Bahnbeamten trifft die Schuld für das Unglück den Maschinisten des Zuges 116 D, welcher das vorschriftsmäßig gegebene Haltesignal nicht beachtet hat. Der Bahnhofsvorstand von Vincennes würde nicht verantwortlich sein, wenn er den Maschinisten nicht auf die Stellung des Zeigertelegraphen aufmerksam und an der Abfahrt gehindert habe. Ferner ist es unrecht gewesen, daß man das Publikum in den letzten Lastwagen, der für gewöhnlich leer bleibe, habe einsteigen lassen.

Was der Nageltoni für einen seltsamen Traum hatte.

Der Nageltoni, den sein Weib von Buchloe aus bis nach München hinein zu Boden geschlagen hatte, wie im „Erlennungszeichen“ gar ergötzlich zu lesen ist, der kam eines Abends von seiner Schmiede weg in den „Abler“ und hatte ein Gesicht, als ob es ein Aker wär' und die scharfzahnige Egge wäre drüber gegangen.

Darum huben sie auch gleich an, ihn zu hängeln und zu frozzeln. Der Adlerwirt fragte, ob er etwa in eine Hefel gefallen sei, der Klempler meinte, die Hefel habe wohl nur zehn Zinken gehabt, aber spitze, und der Zimmermeister fiel gleich mit der Thüre ins Haus, indem er rief:

„Hoho, die Zinken sind aber ins Fleisch gewachsen und gehören zu zwei Händen, und es hängt dein sanftes Kätherle dran!“

Diweil nun der Toni im Wirtshause wenigstens seine Mannesehre gar hoch hielt, so konnte er sich solch' üble Meinung nicht gefallen lassen, und er hatte auch schon bei Blasebalg und Amboß drei gute Stunden darüber nachgedacht, wie er etwa sein Sandlartengesicht auch noch auf eine andere Weise hätte bekommen können, als gerade durch die Fingernägel seiner Herzallerliebsten.

Er trank also einen Krug quer durch, wischte den dicken Milchschaum vom Schnauze und sagte:

„Bigott, da seid ihr wieder einmal so gewiß auf dem Holzweg, wie die Kegeltugel, wenn sie auf den Ersten losfährt!“

Gerade bin ich gekommen, um euch zu erzählen, wie seltsam mein Gesicht so verschandelt ist worden.

Die Sonne hat einem heute mittags Blattern gezogen vor lauter Hitz, und darum habe ich mich nach dem Essen niedergelegt und hab' ein halbes Stündchen tunken und norea wollen. Faul bin ich euch auch gewesen wie ein Apfel, der drei Monate im Mühlkumpel herumschwimmt, und so habe ich halt drauf losgelegt, daß das Kätherle hinters Haus in den Bongert hat müssen, wenn es nicht hat wollen stocktaub werden.

Und jetzt hat mir auf einmal ganz närrisch geträumt.

Es geht die Thür auf, und unsere alte Kätz, die Miez mit den zwei Keppelzähnen, kommt aufrecht auf den Hinterfüßen herein wie ein ordentlicher Mensch, und trägt in der einen Präge eine Barbierschüssel voll Schaum, und in der andern ein Barbiermesser, und unter dem

rechten Arm ein Spiel Karten. Ich habe mich frei entsetzt, wie das alte Vieh so vernünftig hereingekommen ist; aber die Haare sind mir zu Berge gestanden, wie sie auf einmal anhebt, ganz deutlich zu reden, und wie sie von mir verlangt, ich solle sie einseifen und ihr schön sauber den Bart puken. Sie müsse eben bei der Schnurrerin des Herrn Vorstehers einen Besuch machen, denn die habe Familienzuwachs erhalten, drei kleine Kätzlein, schneeweiß über und über und mit schwarzen Zipfeln an den schneeweißen Schwänzlein, und da müsse man sich schon einstellen mit ein paar fetten Mäusen ins Kindbett.

Vergebens erkläre ich, das Bartpuken sei nicht meine Sache, und meine Hand sei zu schwer für so ein feines Geschäft, und das überlasse ich meiner Frau, allen Leuten übers Maul zu fahren — die Hexe von einer Kätz will nun einmal raffiert sein, und erst als ich sie in meiner Angst frage, ob es ihr vielleicht nicht lieber sei, einen Ramser zu machen, da vergißt sie in ihrer Spielwut die dumme Schaberei und alle Kätzfamilienereignisse, wirft Schüssel und Messer auf den Boden, daß es nur so schepert, und ist mit einem Satz auf meiner Brust und fängt zu mischen an, mischt nicht, so gilt's nicht.

„Ramsen,“ sagt sie, „das thue ich für mein Leben gern, und zwicken noch viel lieber; aber es muß um etwas gehen. Thun wir jedesmal um eine Maus, und wer gewinnt, muß sie gleich aufessen!“

Mir dreht's fast den Magen um, und ich sag':

„Danke,“ sag' ich, „Mäuse sind gerade nicht meine Lieblingspeiße, es seien denn gebackene; aber wenn's angenehm wär', könnten wir jedesmal um eine Halbe Bier spielen, und wer gewinnt, muß sie gleich über'n Kopf austrinken!“

„Brr,“ sagt die alte Miez und schüttelt sich und spuckt mich an, „so was saufen nicht einmal die Hunde! Aber höre! Wer gewinnt, darf dem andern einen Krager geben übers ganze Gesicht, und dabei bleibt's, Functum und Mauspulver drauf!“

Was will ich machen? Die Kätz hat nun einmal ihren Schädel aufgesetzt, und weil ich der Geschickere bin, so gebe ich nach, und wir spielen, was Platz hat, und die Hexe gewinnt mir ein Spiel nach dem andern ab und fährt mir jedesmal, wenn die Stiche gezählt sind, übers Gesicht, daß die Funken davonsfliegen. Und wie ich genau Achtung gieb', da merl' ich's, wie mich der haarige Spielteufel betrügt und sich selber allweil den Welli zuschanzt. Da krieg' ich das Wilbe und heb' an, die Kätz mit meinen Fingernägeln zu balbieren.

So kratzen und scharren wir beide darauf los, als hätten wir 's Erbsäpffelgraben im Verding, und das geht so lange, bis es einen Plumpser thut, und ich neben dem Kanapee alle Länge auf dem Boden liege, und mir der Tischfuß auch noch eine ehrliche Beule schenkt.

Da bin ich wach und steh' auf, und schau in den Spiegel und wünsche dem geschundenen Raubritter, der mich angrinst, einen schönen guten Tag.

Die Kaze aber sitzt ganz ruhig im Birnbaum hinter dem Hause und läßt sich von einem dummen Geißle Tafelmusik machen vor dem Essen, wo der Musikant herhalten muß, und unten im Schatten sitzt mein Kätherle und strickt Schafwollsocken für den Winter, und also können's die beiden nicht gewesen sein.

„Hab' mich halt selber so zerkratzt und zer-
schunden im Traum, und das hab' ich.“

So erzählte der Nageltoni im „Abler,“ und es gab eine große Lust unter den Gästen; denn war auch mehr als ein ungläubiger Thomas unter ihnen, so dünkte es sie wenigstens, doch gut er-
funden und des Lachens wert.

Der Wirt aber war ein loser Vogel und wollte den Nageltoni noch in eine Verlegenheit bringen. Darum nahm er ihn bei den Händen und zeigte sie am Tische herum, und es erwiesen sich alle Fingernägel so kurz und stumpf, daß die zarteste Haut vor ihnen sicher gewesen wäre.

Der Toni hatte aber schon so viele gute Schläde gethan, daß er sich nicht verkaufen ließ. „Da seht ihr,“ sagte er, „was für ein gutes Wible mein Kätherle ist, und wie man ihm Unrecht thut im halben Schwabenland!“

Wie's mein Unglück gesehen hat, ist's gleich mit der Schere gekommen und hat mir die Nägel kurz geschnitten.

„Auf daß du dir nimmer weh thust, Tönele,“ hat's g'sagt.“

Der fluge Beitel.

Richter: Zwei Zeugen stehen hier, welche beschwören, daß Sie die vermiste Uhr an sich nahmen.

Beitel: Wie heißt beschwören? Will ich nor gestehn, hob' ich genommt' be Uhr in be Zerstreung.

Richter: Wie kann so etwas in der Zerstreung geschehn? So zerstreut ist Niemand!

Beitel: Worum kann mir nicht sein so zerstreit? Sain mer Jüden doch zerstreit über be ganze Erdel!

Warum der heilige Florian von Haslach ein goldenes Ohr hat.

(Mit einer Abbildung.)

Wer Haslach besucht, wird von jedem Bürger, der des Weges kommt, auf den großen Marktplatz gewiesen; denn dort steht der Monumentalbrunnen der Haslacher, wie ihn schon jede bedeutende Stadt gleich Schilba und Abbera haben muß.

Der Haslacher Monumentalbrunnen ist ein Wasserbecken im Siebened; sieben der wohlhabendsten Frauen sollen einer verbürgten Sage nach dasselbe gespendet haben. In der Mitte erhebt sich eine schlante Säule, und auf ihr steht der heilige Florian, aus Erz gegossen, und schüttet wahrhaftes, wirkliches Wasser aus einem Kübel auf ein Haus zu seinen Füßen, aus dem erzene Flammen emporzüngeln.

Es ist der Stolz der Hasen, daß ihr heiliger Florian wirkliches Wasser über das brennende Haus gießt, und sie thun sich auf diesen originellen Einfall nicht wenig zu gute. Darum betrachtet auch Jeder, Tag für Tag, den Heiligen mit ebenso viel Andacht als berechtigtem Selbstbewußtsein, und so war nichts natürlicher, als daß der finbige Kipfelbäc, der es ja auch herausgebracht hatte, wie die Eisenbahn läuft, eines Tages die Entdeckung machte, das Bildwerk sei schimmelig geworden und überziehe sich mit häßlichem Grünspan, als ob lauter Wiesen auf ihm zu wachsen willens wären.

Auf das hin wurde eine Gemeinbesitzung einberufen, und nach kurzem Hin- und Herreden ziemlich einstimmig beschlossen, den liebwerten Heiligen durch den jungen Kilian, der dazumal noch nicht auf den Kopf gefallen war und noch in jeder Art von Kroxlerei Vorzügliches leistete, mit Bimsstein und Del puken und blank segnen zu lassen. Es war eigentlich nur der alte Zeichenlehrer, der mit viel unnötiger Hitze dagegen rebete und sich hören ließ: gerade so, wie er sei, sei der Heilige am schönsten, und je grauer und grüner er werde, desto mehr gewinne er an Kunstwert, und es sei eigentlich geradezu ein Frebel, was die Natur altehrwürdig mache, unverständiger Weise zu verschandeln, wie man's auch in einer großen Hofkirche versucht, aber glücklich verhindert habe.

Die Haslacher ließen den wunderlichen Mann reden und sich ereifern, soviel er wollte, und bereits am Tage nach der denkwürdigen Sitzung kam der junge Kilian mit einer Leiter, stieg an der schlanken Säule in die Höhe und fing am rechten Ohre des veralteten Heiligen zu reiben



Warum der heilige Florian von Gadlach ein goldenes Ohr hat.

Haslach
 in Bürgen,
 in Math.
 Nonnume-
 in jede be-
 era haben
 en ist ein
 der wohl-
 gen Sage
 Mitte es
 ihr steht
 sen, und
 offer aus
 üßen, aus
 heiliger
 rennende
 en origi-
 arum be-
 Heiligen
 m Selbst-
 licher, als
 ch heraus-
 ist, eines
 dwerf sei
 mit höhe-
 auf ihm
 bedigung
 Herreden
 lebwerten
 r dagumal
 und noch
 es leistete,
 blant gegen
 der alte
 er Hitze do-
 ade so, wie
 ab je gramt
 winne er es
 erabegru ein
 made, wo
 wie man
 lacht, aber
 icken Mann
 wollte, und
 gen Sigun-
 er, stieg es
 und hing an
 in zu sehen

und zu scheuern an, als ob er in einer Stunde fertig sein müsse, und bald erglänzte das Ohr im Strahle der Frühsonne, als sei es blankes Rotgold.

Wie der flehige Reiber dem Heiligen aber hinter's rechte Ohr kam, da geschah ein gräßliches Wunder. Der heilige Florian hatte sich nämlich bisher seit Menschengedenken noch mit keinem Sterbenswörtchen in die Angelegenheiten der Hasen gemischt; nun aber, da sie ihm zu Leibe rückten, und ein dickkopfiger Knirps an ihm herumarbeitete, als sei er der heilige Bartholomäus und müsse geschunden werden, da ging ihm der Gebulbsfaben aus, er hub plötzlich zu reden an und sprach mit dumpfgrollender Stimme:

„Du, Kilian, ich sag' Dir's, hinter den Ohren bin ich kitzlig, und wenn D' keinen Frieb' giebst, wirstu sehen, was g'schieht!“

Dem armen Kilian fuhr der Schreck wie ein elektrischer Strom durch die Glieder. Mit zitternden Händen hielt er sich an dem Arme des Heiligen fest, der das wahrhaftige und wirkliche Wasser über das brennende Erzhaus goß, und schaute dem unwirschigen Florian ängstlich ins Angesicht. Der aber that nichts dergleichen, und wie der Kilian den Marktplatz überblickte, so war auch da nichts Verbächtiges wahrzunehmen; denn die Hasen lagen noch insgesamt in den Febern, und der große Platz war wie ausgestorben. So faßte er sich denn wieder und hub abermal zu putzen und zu reiben an, versuchsweise und zart zuerst, dann immer mit kräftigerem Drucke, und so fuhr er dem Heiligen festlich hinter's Ohr.

Der aber verstand keinen Spaß. Noch dumpfer und drohender rief er:

„Kröte, elendige! Wenn Du jetzt nicht gleich abfährst, schlag ich Dir den Kübel um deinen Wasserkopf, daß Dir Hören und Sehen vergeht!“

Und ob der Kilian abfuhr! So schnell war er seiner Lebtag noch nie auf den festen Erdboden gekommen, und selbst als er später bei der Jagd vom Dache herabpurzelte, war es nicht viel schneller. Und als er sein Abenteuer brühwarm herumtrug, hatte keiner mehr den Mut, den heiligen Florian zu putzen, und deswegen steht er heute noch mit seinem goldig glänzenden Ohre auf der Säule, ist im übrigen aber mit dem von den Kunstgelehrten so sehr geschätzten Roste des Alters ober, wie sie's nennen, mit einer herrlichen Patina überzogen.

Der Zeichenlehrer hat sich einige Monate später, als er mit andern Lehrern beim Biere saß, gebrüstet, er habe durch seine Fertigkeit des

Bauchrebens ein Kunstwerk aus den Händen des Bandalen gerettet, und seine Kameraden glaubten es ihm gerne, weil er ergögliche Proben ablegte und z. B. das Weinglas sagen ließ, der Wirt habe es zum Wasserglase gemacht; aber die Hasen, denen es der Wind zutrug, hatten zum Zeichenlehrer nun einmal gar kein Zutrauen weder im Guten noch im Bösen, und das war für das Erzbild des heiligen Florian jedenfalls das Beste.

Noch zwei Nätselnüsse.

(Zweifölig.)

VII.

Die Erste ist ein Fragewort,
Das du im Mund führst fort und fort;
Die Zweite ist meist gleichen Sinns
Wie die Bezeichnungsort „Provinz“.
Bringst du die zwei in einen Rahmen,
So hast du des Gebirges Namen,
Das, wenn du ein Elhäßer bist,
Dein Stolz und deine Freude ist.

VIII.

Mit **T** berg' ich den „Trank der Wahrheit“,
Der Rebe edeln Göttertrank;
Mit **S** steh' ich in Himmelklarheit
Hoch ob der Erde Reid und Zant.
Mit **N** stieh' ich des Lebens Sorgen
Und wünsche nimmer mich zurück;
Mit **B** trägst du mich still verborgen
In deiner Brust bei jedem Glüd.

„Wir wollen sehen.“

Daß sehr häufig das Pferd, den Haser, welchen es verdient hat, nicht zu fressen bekommt, ist eine alte bekannte Thatsache, gerabe so bekannt wie der Spruch: „Der Mohr hat seine Pflicht gethan, der Mohr kann gehen!“ Eine der beliebtesten Lebensarten sich jemanden vom Halse zu schaffen ist gewiß obenstehende „Wir wollen sehen,“ und wartet man dann, bis die betreffenden Leute auch noch die Brille aufsetzen, um alles auch genau sehen zu können, so kann es oft lange werden. So erging es auch einem Kriegsmanne, der lange Zeit treu gedient, der im Dienste für König und Vaterland viele Wunden erhalten hatte, und der endlich durch die Not gezwungen dem Könige eine Bittschrift einreichte. „Wir wollen sehen,“ antwortete dieser. — „Sie können sogleich sehen“, rief der Soldat, riß die Weste auf und zeigte die Narben seiner Wunden. Der König lachte, und gewährte ihm sogleich seine Bitte.

Der Buffard.

(Naturgeschichtliches.)

Der Buffard oder Mäusefalk ist über die ganze nördliche Erde verbreitet, auch in Deutschland gemein; theils zieht er im Herbst, oft schaaarenweis, hochfliegend und schön schwebend hinweg, theils bleibt er und überwintert bei uns. Er schreit laut, hoch und gedehnt: Hi-äh! oder abgebrochen: gä, gä, gä, gä! nährt sich von Mäusen, Maulwürfen, jungen Vögeln, Fröschen, Regenwürmern, fängt häufig Schlangen und trägt solche auch seinen Jungen zu. In der Noth frisst er Nasen oder nimmt dem Wanderfalken seine gute Beute ab, die jener auch feiger Weise hergibt.

Der Buffard ist ein sehr nützlicher Vogel, der allgemeine Schonung verdient. Im Herbst frisst er so viel Mäuse, Maulwürfe und Hamster, daß er davon schneckenfett wird; die Maulwürfe zieht er aus der Erde hervor, indem er, während sie wühlen, plötzlich zu packt. Doflers lauert er ihnen stundenlang auf. Die Haut seiner Zehen ist so derb, daß selbst große Ratten und Hamster, die er gepackt hat, nicht durchzubeißen vermögen. Er frisst im Hunger einen ganzen Hamster stückweise, ohne etwas von Haut und Knochen übrig zu lassen. Aus Knochen und Haar bildet er das Gewölle oder Füllhaar. Kann er eine Zeit lang nur Frösche haben, die kein Gewölle geben, so wird ihm unwohl. Aus den stärksten Schuppen der Schlangen bildet er dagegen Ballen. Er horstet auf hohen Bäumen, und legt zwei bis vier grünlichweiße, hellbraun gefleckte Eier. Das nicht sehr bekannte Wort "Gewölle" bezeichnet Haare, Federn u. s. w., welche Raubvögel hinunterschlucken und dann wieder von sich geben.



Merkwürdig sind die Schlangenkämpfe der Buffarde. Es gewährt ein herrliches Schauspiel, wenn ein Buffard eine recht große Ringelnatter mit den Krallen gepackt hat, und diese sich derart um ihn herumwindet, daß er kaum mehr stehen kann, schwankt, und sich mit den Füßen stützen muß. Frist er viele Blindschleichen hintereinander, so kriecht ihm manches dieser glatten Thierchen, ehe er sich's versieht, wieder zum Schnabel heraus, zuweilen zerbricht es, und der Leib eilt weg, während er den sich krümmenden

Schwanz zu verschlucken bemüht ist. Kommt dieser Vogel an eine Kreuzotter, so sagt ihm gleich der erste Blick, daß sie giftig ist, er sucht sich vor ihren Bissen zu sichern, und zerreißt und frisst jedesmal zuerst den Kopf, in welchem bekanntlich das Gift steckt, während er bei giftlosen Schlangen bald beim Schwanz, bald beim Leibe, bald beim Kopfe zu fressen anfängt.

„Als die beiden Buffarde, welche ich besah,“ erzählt der Naturforscher H. D. Venz, „ziemlich erwachsen waren, und der größte einmal auf dem Boden, der kleinste auf der Bank saß, legte ich vor jenem eine große Kreuzotter nieder.

Ruhig, mit gesträubtem Gefieder, stand er da, blickte sie unerblickt an, und schien den Augenblick zu erwarten, wo er sie mit Vortheil ergreifen könnte. Jetzt warf ich einen halben Frosch hinter die Otter; er stürzte los, packte, ohne den Frosch zu berühren, die Otter mit den Krallen mitten am Leibe, und wollte eben mit der sich verzweigungsvoll krümmenden und um sich beißenden Otter in eine Ecke hüpfen, als plötzlich der andere Buffard von der Bank herabstieß und das Schwanzende der Schlange ergriff. Beide Vögel rissen sich um den Raub, indem jeder mit der einen Kralle ihn hielt, mit der andern Kralle

gegen seinen Kameraden heftig kämpfte. Eiligst trennte ich die Hitzköpfe, und ließ dem die Beute, der sie zuerst gepackt hatte. Er hielt sie schreiend und heftig mit den Flügeln schlagend zwischen beiden Krallen; sie biß unaufhörlich zischend um sich, und die Bisse trafen seine Federn oder die Luft, theils glitten sie an dem Hornpanzer seiner Füße ab. Den Kopf, welchen er hoch hielt, konnte sie nicht treffen. Jetzt zielte er mit dem Schnabel nach ihrem Kopfe, traf und zermalmte ihn. Dann wartete er in gespannter Aufmerksamkeit ab, bis das Unthier ganz kraftlos zu sein schien, riß zuerst den Kopf in Stücke, die er verschlang, fraß darauf den Hals und das Uebrige. Schon während er noch fraß, hatte ich bemerkt, daß sein linker Fuß etwas lahm war; bald schwoll er da, wo die Zehen vom Fuße ausgehen, so bedeutend auf, als es nur die zähe Hautbedeckung gestatten konnte; an dieser Stelle ist der Fuß blos mit kleinen Schuppen bedeckt, daher hatten die Giftzähne der Otter hier durchdringen können. Ohne weiter ein Zeichen des Schmerzes zu äußern, als daß er den schwellenden Fuß unter die Federn zog, setzte er sich gelassen nieder. Mit Einbruch der Nacht sank die Geschwulst schon; am folgenden Tage war sie kaum noch bemerkbar, auch trat er häufig wieder mit dem Beine auf und am dritten Tage war er wieder ganz gesund.“

Stoffl, der Genügsame.

Beim Gamswirt in Landeck geht's gar lustig zu, und ist ein Leben wie im Himmelreiche, so zu sagen.

Die Musikanten blasen ihre Kröpfe an, daß die Andern den Landkartenflüssen gleichen; die Burschen jodeln, daß die Fenster zittern, und strampfen, daß der Fußboden Böcher bekommt; an den Tischen sitzen die Leute, und essen die Leute, als hätten sie vierzig Tage lang Tanner gespielt, und begießen die Knödel und das Geselchte, den Braten und die Klüchlein mit Rotwein; der Herr Pfarrer hält eine wunderschöne Anrede; eine Kranzjungfrau beißt sich einen Zahn aus, den der Gamswirt auf dem Gewissen hat: das alles ist, weil sie Hochzeit halten, des Serbertoni's Burgel und der Grabnerpoldlbub.

Das ist bei den Tirolern ein Brauch: solange einer ledig ist, heißt er Bub, und gilt als Bub, und macht als Bub dumme Streiche, und bleibt ein Bub, auch wenn er hundert Jahre alt würde; zum Manne wird er erst, wenn er vor dem Altare steht, und es weint eine neben ihm und hält die bebenende Hand hin, auf daß er das schwache Wesen führe und leite in Liebe und Ge-

buld, und daß er ankämpfe mit männlicher Kraft gegen die Stürme des Lebens, und das Heim schütze vor allen Gefahren.

Und es ist ferner Brauch bei den Tirolern, daß man's gerne sieht, wenn die Braut weint am Altare. Das, sagen die alten Weiber, bedeute eine gar glückliche Ehe, und sie mögen nicht Unrecht haben. Ein Mädchen, das den bedeutungsvollsten Schritt des Lebens mit lachendem Munde thut, das im Lande der Ehe nur Milch und Honig fließen und Schmetterlinge umhergauteln sieht, das leichten Herzens von Vater und Mutter und all' den lieben Geschwistern scheidet, wie kann das leichtfertige Ding ein gutes Weib und eine gute Mutter werden? Die Thränen der Braut aber, vor Gott geweint, sie sind rührende Zeugen einer zart gestimmten Seele und verkünden dem Bräutigam das reinste Glück der lautersten Liebe.

Beim Hochzeitsmahle freilich, da mag die Braut schon wieder lachen, und die Burgel, die rotwangige Burgel mit den strahlenden Schwarzaugen, die kann auch lustig sein, wo und wann und wie es sich schickt.

Aber der kleine Stoffl, der Burgel jüngstes Brüderlein, der hebt auf einmal in der allgemeinen Freude so laut zu heulen an, daß die Musikanten ihre Kröpfe verschmausen lassen wie die Italiener ihre Dudelsäcke, und alles läuft zusammen, was ihm etwa fehlen möchte, dem armen Stoffl.

Der kann den Mund kaum aufbringen zum Reden vor lauter Schluchzen, das Herzlein stößt es ihm schier ab, die Thränen rinnen ihm wie zwei Bäche über die Wangen in den Hals und aufs grasgrüne Brusttuch.

Endlich würgt er's heraus, was ihn gar so schmerzt mitten in der lustbarsten Hochzeit. Er zeigt an seinen Hals und stottert:

„Ich bin schon voll bis da — ich kann nimmer essen!“

Da lachen denn die Gäste all' über den unglücklichen, pflichteiferigen Stoffl, die Burgel aber nimmt ihr schlohweißes Sacktüchlein, trocknet dem Brüderlein die Thränen und sagt:

„Na, Stoffele, so stopf' dir halt alle Säcke voll an!“

Jetzt sehen's die Leute erst, daß der Stoffl so viel ist, wie ein Marienbader Bankherr. Alle Nähte an Hose und Rock wollen plagen, und das arme Kind heult aufs neue und stammelt:

„Ich hab' ja so schon alle Säcke voll!“ Nun mischt sich der Poldlbub ein, der heute ein Mann geworden ist und also gegen alle Nöten Abhilfe schaffen soll von Amtes wegen.

„Na, Stoffele,“ sagt er, so thät' ich halt heimgehen und ausleeren und wiederkommen und wieder anstopfen, das thät' ich!“

Sagt der genügsame Stoffl, bitterlich schluchzend:

„Ich bin so schon zehnmal heim g'wesen!“

Jetzt sind die Hochzeitsgäste alle ratlos, wie sie dem Stoffl sollen helfen, und ich weiß es auch nicht. Vielleicht erbarmt sich ein Leser des

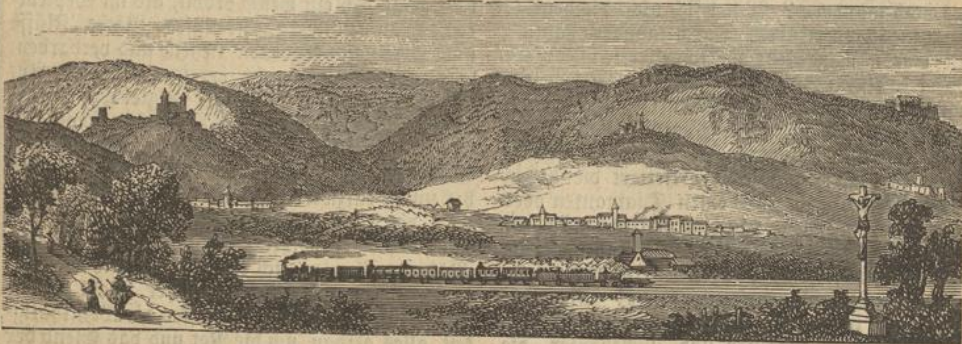
unglücklichen Brautbruders, vielleicht ist ein Doktor zu haben und näht ihm einen Hochzeitsmagen ein, vielleicht macht's ihm das bittere Leben wie uns allen: je älter wir werden, je geringer werden unsere Ansprüche, zuletzt ist uns das kleinste Bretterhäuslein groß genug, und essen und trinken mögen wir schon gar nimmer.

Jos. Wichner.

Heimattreue.

Was lockt ihr mich mit fremder Länder Prächten,
Mit Meereschönheit und Orangenduft,
Mit all dem Farbensglanz der Tropenluft
Und mit des Südens wunderklaren Nächten? —
Mir ist so wohl in meiner Heimat Arm.

Dir bleibt, mein Elsaß, stets mein Herz gezogen!
Dir blüht mein Leben froh und liebewarm
Als einer Mutter, die mich großgezogen!
Dein bin ich bis zum letzten Atemzug! —
O bleibt mir fern mit eurer Lockung Trug!



Was spricht ihr mir von stolzen Gletscherfirnen,
Die kühn sich heben zu des Himmels Blau,
Vom Zauber einer Alpensonnenschau
Und von der Hoheit fremder Bergesfirnen? —
Beim Lenzeswehn zieh' ich mit Liederklang
Hoch zu des Wasgaus' dustumwogten Gipfeln. —
Und weltvergessend lausch' ich stundenlang
Dem milden Säuseln in den Tannenwipfeln. —
Nicht fehr' ich mich an euer Preisgetön
Zu holden Maiglänzen der Vogesenhöhn!

Verpottet nur, belächelt, ihr Verächter,
Das Traubenblut, das anhrer Flur entquill!
Ob euer Mund mich einen Thoren schilt,
Mir schmedt der volle Becher drob nicht schlechter.
Der Born, daran mein Urahn schöpfend saß,
Der soll auch täglich meine Kraft beleben!
Mit edelm Heimatwein füll' ich mein Glas
Und schwör' es frei beim Gold der Wasgaureben:
Dir bleib' ich treu mit Herz und Mund und Hand!
Gott schirme dich, mein heilig Mutterland!

Christian Schmitt.

Aus den Prüfungsarbeiten zweier englischer
Schüler,

die sich um die Peel'schen Preise bewarben, werden folgende Proben ihrer Bibelfestigkeit mitgetheilt: Der eine gab folgende Lebensbeschreibung des Patriarchen Abraham: „Er war der Vater von Lot und hatte zwei Frauen. Eine hieß Ismael, die andere Hagar. Die eine behielt er zu Hause, die andere stieß er in die Wüste, wo sie am Tage eine Salzäule und des

Nachts eine Feuersäule wurde.“ — Ein anderer gleich hoffnungsvoller Bögling wußte Folgendes von Moses zu sagen: „Er war ein Aegyptier, lebte in einer aus Buchen gemachte Arche, hielt sich ein goldenes Kalb und betete eberne Schlangen an. Er aß vierzig Jahre lang nichts als Wachteln und Manna. Er fing sich am eigenen Kopfsaar, als er unter einem Baume ritt, und ward von seinem Sohn Abjalon getödtet, als er am Baume hing.“ (?)

Des Boten Reise um die Welt.

(Von August 1890 bis Juli 1891).

Ja, mein lieber Leser, während du all die schönen Sprüchlein, Sprüche, ernstern und heiteren Geschichten gelesen hast, hat der Hinkende seine beschwerliche Reise durch viele Länder, Städte und Dörfer gemacht, aber nicht so bequem wie das mit einem Rundreisebillet auf der Eisenbahn geht, sondern hübsch langsam, einmal den Stelzfuß und dann wieder den richtigen Fuß vorsehend. Müde setzt er sich jetzt zu dir an den warmen Ofen, um zu erzählen, was er Freudiges und Betrübendes draußen in der Welt gesehen hat; leider, leider aber ist des Betrübenden in diesem Jahre mehr als sonst. Und darf uns das noch wundern? Wälzt sich nicht die heutige Welt in schwindelndem Durcheinander dahin? An einem Tage lebt sie schneller, als unsere Väter in einem Jahre. Dampf und Elektrizität ersetzen täglich mehr der Hände Fleiß und Arbeit, und rasend, mit gierigen Augen eilt das Volk hinter all den Maschinen her, um das tägliche Brot sich zu suchen, oder erklettert die hohen Schornsteine, um irgend einen Diamanten oder Gelfstein aus dem rauchigten Ueberreste der Kohle zu finden. Glücklich, wer aus diesem wüsten Kampfe seine geraden Glieder und seinen gesunden Menschenverstand rettet! Wie viele aber dabei zu Grunde gehen, das erzählen uns die vielen Narrenhäuser und Zuchthäuser, die fortwährend vergrößert oder neu erbaut werden müssen. Und hat sich der Körper müde, der Geist wahnstinnig gerungen den Tag, die Woche über, so wälzt sich der Menschenstrom an den Kirchen, an den Gotteshäusern vorbei, vorbei in die Wirtshäuser, auf die Tanzböden, zu den Tingeltangeln, wo im Alkohol und in den Armen der Dirnen Sorgen und Kummer erfäuft und erstickt werden. Was braucht auch die heutige Welt noch unsern Herrgott und seine Kirche! Das ist für sie ein alter Mann, und seine Kirche ein Ort für Betschwestern und alte Jungfern! Ja, lieber, guter Leser, so eine Schaar roter Gockelhähne sind noch weiter gegangen: die haben in allem Ernste unsern Herrgott vom Weltregiment abgesetzt und haben an die Stelle des lieben Gottes, höre nur, ihre „Bernunft“ erhoben!... Doch Er lebt noch, unser Herrgott, und Er hat uns im verfloffenen Jahre, in jedem Monat, an jedem Tage bewiesen, daß Er noch mitmacht und die Zuchtrute schwingt, so oft es Ihm gefällt, und daß seine Donnerstimme immer noch

das Schreien und das Schimpfen seiner undankbaren Menschentinder übertönt. So war voriges Jahr kaum die Ernte eingeheimst, Fibel und Klarinett spielten schon überall zum Kirkestanze auf, die Getreidewucherer und Kornjuden schmusten an allen Gassenenden in den Dörfern das Getreide um niedere Preise den Bauern ab, um es aufzuspeichern und auf Kosten des armen Volkes um den doppelten Preis wiederzukaufen, als im August furchtbare Stürme über unser Rändel hingen, die Hopfenanlagen verwüsteten, die Obstbäume entwurzelten und großen Schaden allenthalben anrichteten. Und kaum hatte man sich ein wenig erholt, als im September gewaltige Regengüsse unsere Bäche, Flüsse und Ströme anschwellen ließen, und verbarben, was der Sturm nicht erreichen konnte. Auf diese schrecklichen Ereignisse folgte eine Kälte, die so streng war, daß im Dezember schon fast alle großen Ströme, der Rhein, die Seine, die Saar, die Mosel zufroren; die Bäume von oben bis unten entzweirissen, und die Nebel, besonders die alten Stöcke, fast alle erfroren. Die Wölfe verließen ihre Schlupfwinkel und ihre Wälder, näherten sich der Dörfer und machten längere Zeit unser Elsaß unsicher. Wohl hat die Nächstenliebe und ihre Schwester, die Wohlthätigkeit, alles gethan, um die Not und das Elend der armen Bevölkerung zu lindern, doch wie viele verschämte Armen hat es gegeben, welche die harte Zeit hungernd und frierend verleben mußten! Doch unser alter Herrgott lebte noch. Im März dieses Jahres zog eine herrliche, leuchtende Kugel, ein sogen. Meteor, über unser Elsaß. Sie verkündete das Ende der Prüfungszeit und brachte neue Hoffnung den kleinmütigen Herzen. Trotz der großen Regengüsse im Herbst und der großen Schneemassen im Winter, zeigte der Rhein im Februar dieses Jahres den niedrigsten Wasserstand des Jahrhunderts, und Tausende von Menschen strömten dahin, um das seltene Schauspiel zu sehen. Solche Naturereignisse erwecken aber, leider muß es hier gesagt werden, noch gar zu oft in unserm Volke den alten, bauernswerten Hezenglauben. Wie früher irgend ein altes Mütterchen, oder ein alter Mann die schädlichen Gewitter, den Hagel und die große Kälte gemacht haben und diese Bosheit meist mit dem Flammentode büßen mußten, so glaubt auch heute noch eine große Anzahl des Volkes

an solche übernatürliche Kräfte einzelner Menschen. O hüte dich, lieber Leser, vor solchen Schwindlern, die vorgeben, sie könnten dir dein verhextes Vieh heilen, dein gestohlenen Geld wieder bringen, oder des hübschen Burschen Herz dir in Liebe zuwenden! Geh zum Tierarzt, wende dich an die Polizei des irdischen Geld und Gutes wegen! und du, junges Elsfässermädchen, sei hübsch sittsam und fromm, trage lieber die Grasbürde als den welken Blumenhut auf dem Kopfe, habe ein reines, christliches Herz statt Puz- und Genußsüchtsgedanken in der Brust, so wird dir die Liebe und die Achtung des braven Burschen schon werden, ohne Zuthun von Hexensprüchen, Zaubertrank und Bleigießen. Einen Hexensabbat hat aber der verrückte Dichter Deroulede in Paris aufgeführt, der uns Elsfässern wieder teuer zu stehen kam. Dieser unruhige und boshafte Kopf hat mit seinen Gesellen geglaubt, das ganze französische Volk aufzureizen zu können, um die Kaiserin Friedrich, welche in Paris anwesend war, zu beschimpfen. Die Folge dieses Hexentanzes war, daß der Paßzwang in seiner ganzen Schärfe wieder erneuert wurde. Wir aber, das Elsfässer Volk, wir verdammen das Gebahren solcher unruhigen Köpfe, wir wollen nichts mit ihnen gemein haben. Sie mögen uns in Frieden in unserm Heimatlande lassen, und uns diesen Frieden nicht mit ihren unsinnigen Neben gefährden. Diejenigen aber, die zu ihnen halten, mögen hinüberwandern, und unser Land nicht länger in Aufregung setzen: wir haben des Krieges, der Schlachten und des Schmollens genug.

Nach der letzten Volkszählung hat unser Reichsland eine Einwohnerzahl von 1 603 987 Seelen, und zwar 39 632 mehr, als bei der Volkszählung am 1. Dezember 1885.

Unter manchen freudigen Ereignissen möchte ich besonders hervorheben, daß der langjährige Verfasser dieses Kalenders, der alte liebe Freund unseres Elsfässer Volkes, der Dichter Daniel Hirtz, am 2. Hornung in guter Gesundheit seinen 87. Geburtstag feierte, und ich danke hier in seinem Namen allen Freunden, die seiner an diesem Tage in Liebe und Verehrung gedacht haben. Doch auch so mancher edle Sohn unseres Elsfasses ist im verfloffenen Jahre dahingegangen, und hat bei Gott die Ruhe gefunden nach den langen Jahren, die er seiner Heimat in Thaten und Wohlthun geopfert hatte. Am 3. Juli 1890 starb in Türkheim Herr Karl Grad, der in allen berathenden Körperchaften unseres Landes und im Reichstage stets für des Elsfasses Wohl eingetreten ist. Industrie, Acker-

bau, Gewerbe, alle fanden an ihm einen warmen Verteidiger ihrer Interessen. — Am 10. August 1890 starb zu Straßburg Dr. Stumpf, der gelehrte und friedliebende Bischof der Straßburger Diözese. An seine Stelle trat Herr Dr. Fritzen als Bischof, während Herr Münsterpfarrer Marbach zu gleicher Zeit die Weihe eines Weihbischofs erhielt. — Am 16. April 1891 raffte der Tod den Herrn Professor Eduard Reuß dahin. Er war eine Zierde der evangelischen Kirche des Landes, sein Tod war ein Verlust für die deutsche und französische Theologie. Sein ganzes Wesen gab er den Theologiestudirenden hin, denen er ein Berater und steter Helfer war. Sein Andenken wird nie erlöschen in den Herzen derer, die das Glück hatten, ihn kennen zu lernen. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“ — Am 21. April 1891 traf ein zweiter, harter Schlag die evangelische Kirche durch den Tod des Herrn Julius Conrad Sengenwald, des Präsidenten der Straßburger Handelskammer. Seit 1852 war er Mitglied des Konsistoriums an der Neuen Kirche, der er eine prächtige Kanzel schenkte und deren schönen Turm er auf seine Kosten erbauen und mit zwei Glocken versehen ließ.

Ein schreckliches Unglück hat am 2. Mai das Dorf Müstig heimgesucht, indem nicht weniger als über 100 Gebäude durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt wurden. Die Not der armen Bewohner fand in dem Herzen aller Elsfässer einen kräftigen Widerhall: reiche Spenden flossen von allen Seiten her und halfen mit, die Hoffnung der Abgebrannten wieder zu heben. Weit Gottlosigkeit, Genußsücht, Eifersucht und Müßiggang den Menschen bringen können, haben leider so viele Fälle gezeigt, wo das Messer eine Hauptrolle spielte und manches junge Menschenleben der Rauf- und Mordsucht zum Opfer fiel. Gott wolle im nächsten Jahre unser liebes Heimatland vor solchen Greueln bewahren und allen wieder den echten Christensinn, den Sinn der Nächstenliebe und der Duldbung geben.

Und was wir hier in unserm engeren Heimatlande an gewaltigen Naturereignissen und von bösen Menschen erlebt haben, darunter mußte auch das große Vaterland leiden. So waren die Ueberschwemmungen zu einer Völkerplage in ganz Deutschland geworden, und der Winter hat nicht nur die Seen, Flüsse und Ströme in Eiskeffeln gelegt, sondern hat sich sogar an das unendliche Meer gewagt. An den Nordküsten Deutschlands trieben 30 Fuß hohe Eisberge und

ließen unzählige Schiffe scheitern und versinken.

Der Schneefall war ein außerordentlich starker. In Berlin waren täglich 9000 Arbeiter beschäftigt, und die Stadt zahlte täglich 24000 Mark an die Schneeschaufler. Das war schön gehandelt, sagt sich da der Hinkende, denn die brotlosen Arbeiter fanden auf diese Weise Arbeit und Nahrung. Auch der Bodensee war hart zugefroren und die Schweizer, Badenser, Württemberger, Bayern und Oesterreicher konnten trockenen Fußes über den See gehen und einander besuchen. Die Volkszählung am 1. Dezember 1890 ergab für das ganze Deutsche Reich eine Bevölkerung von 49 422 928 Seelen, und wies somit eine Zunahme seit 1885 von 2665 138 Seelen auf. Daß es keine Kleinigkeit sei, eine so große Menschenzahl glücklich zu machen, siehst du, lieber Leser, gewiß ein, und das Wohl und Weh so vieler Unterthanen bringt unserm Herrscher manche schlaflose Nacht. Doch mit fester Hand hat unser Kaiser auch im verflossenen Jahre das Scepter geführt, und die Saat des Friedens, die er auf seinen Reisen im vorigen Jahre säte, sie hat Wurzel geschlagen und wurde aufs neue gestärkt und gepflegt. Doch nicht allein nach außen hat der Kaiser den Frieden zu erhalten gewußt; sein einziges Streben war nunmehr darauf gerichtet, und ist es heute noch, auch im Innern alle die Elemente zu beruhigen und zu versöhnen, deren schwärmerisches Gebahren eine große Gefahr für die Entwicklung des Vaterlandes werden konnte. Im Oktober 1890 wurde das Sozialistengesetz aufgehoben und diesen unruhigen Leuten freieren und offeneren Austausch ihrer Forderungen und ihrer Meinungen gegeben. Da tauchten nun, wie Pilze aus der Erde, die Zeitungen der Sozialdemokraten auf, und was man vorher als etwas Geheimnisvolles, furchtbar Gefährliches, weil so geheim alles betrieben wurde, gehalten hatte, das lag nun schwarz auf weiß jedermann zum Lesen vor Augen, und das war, wie der Hinkende gleich sagte, ein großes Glück für viele Tausende. Nicht nur Unzufriedenheit mit der zeitlichen Lage, nicht nur der höhere Verdienst sind die Triebfedern zu dem Umsturzpläne dieser Gefellen, nein, auf die Religion, auf den Altar, auf Gott ist es abgesehen, und gelingt es die Tugend und die Religion aus der Welt zu schaffen, dann wird es nach ihrer Meinung ein leichtes sein, auch den Thron und den Herrscher zu stürzen, und alles in ein wüstes Nichts zurückzuwerfen, in dem dann die sauberen Brüder nach Hergenslust herumfischen können. Auch hat sich unser Volk, das von der Juden-

presse noch nicht verborgen werden konnte, mit Eitel und Abscheu von solchen Lehren abgewendet, und mit Recht. Unser alter, guter Herrgott hat es gewiß nicht um uns Menschen verbietet, daß wir ihn so verlassen und preisgeben konnten! Unsere Väter waren mit den Lehren des Christenthums glücklich geworden, und wir wollen ihnen folgen. Um für die Arbeiter den ersten Schritt zur Besserung zu thun, hat unser Kaiser mit dem 1. Januar 1891 das Gesetz über Invaliditäts- und Altersversicherung erlassen. Du hast, lieber Leser, dich nun vertraut gemacht mit dem Geiste dieses Gesetzes. Es wird dem arbeitenden Volke zum Segen werden, und schon haben die anderen Länder, voran Frankreich, Deutschland nachgeahmt und ähnliche Gesetze entworfen und angenommen. Gott gebe auch seinen Segen für die ferneren Schritte die unser Herrscher für das Wohlergehen seines Volkes thun wird. — In Speier wurde der erste Spatenstich gethan zur Kirche, welche die Protestanten Deutschlands zur Erinnerung an die Speierer Protestation vom Jahre 1529 erbauen.

Am 24. April, 6 Monate nachdem ganz Deutschland mit Jubel seinen 90. Geburtstag gefeiert hatte, starb an einem Herzschlag der Generalfeldmarschall Graf Moltke. Der sogenannte Dreibund, ein Bündnis zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien wurde wieder erneuert, so daß auf viele Jahre hinaus der Friede nach außen gesichert scheint. — In Nieder-Oesterreich macht die Partei der Antisemiten gewaltige Fortschritte, ebenso wie bei uns im Hessenlande. Die Antisemiten sind Leute, welche gegen den Wucher und die Bebrückung unseres Bauernstandes durch die Juden ankämpfen. Daß die Juden schrecklich dagegen schreien, ist natürlich; aber woher kommt dieser Haß, der so plötzlich ganze weite Strecken Landes gegen sie erfüllt? Wer unsere bäuerlichen Verhältnisse kennt, wer weiß, wie viele arme Landleute sich nur schinden und plagen müssen, um den Juden, der nie erprobt hat, wie viel Tropfen Schweiß an jedem Fruchtkorn hängen, zu bereichern, und schließlich arm und als Bettler von Haus und Hof getrieben zu werden, der weiß auch woher dieser Haß kommt. Drum, ihr Bauern, helft euch einander selbst, ihr könnt es, und den Wert, den die Kuh, den der Boden für den Juden hat, den hat er auch für euch. Helft euch als Christen, gründet Darlehenskassen, laßt keinen eurer Mitbürger in die Hände des Wucherers fallen, und sucht diejenigen, die darin schwachten, daraus zu befreien. Damit bekundet ihr am besten, daß ihr Christen seid und nach Christi Lehre lebet.

In Italien ist der Minister Crispi von der Leitung der Staatsgeschäfte zurückgetreten und hat sie dem Rudini übergeben. Möge es diesem gelingen, das Staatsschifflein sicher zwischen den Klippen hindurch zu führen! — In Rom flog ein großes Pulverlager in die Luft und richtete großen Schaden an den Häusern an. Besonders wurde der Vatikan, der Palast des Papstes, hart davon betroffen. — Hat Italien so gewaltige Schwierigkeiten aus seiner finanziellen Krise herauszukommen, so besitzt dagegen in Frankreich die Regierung das höchste Vertrauen ihrer Unterthanen. Die Rentenanleihe von 569 $\frac{1}{2}$ Millionen Franken ist mehr als sechszehnfach überzeichnet worden. Zur Linderung der Noth der Armen während des harten Winters wurden von der Regierung 6 Millionen bewilligt. Der erste Mai, den die Umsturzpartei aller Länder zu ihrem Feiertage sich auserwählt hat, verlief in Frankreich nicht so ganz ruhig. In Fourmies fanden starke Arbeiterzusammenrottungen statt, welche das Militär angriffen, so daß es mehrere Tage lang zu blutigen Austritten kam. Doch das Gesetz und die Ordnung siegten bald über die roten Hähne. Auch an Unglücksfällen aller Art hat es nicht gefehlt. Bei einer Dynamitexplosion in Larochele verloren 10 Menschen das Leben. Im Februar 1891 starb der berühmte französische Maler Ernest Meissonier, und am 17. März segnete zu Rom dieses Zeitliche der Prinz Jerome Napoleon. Er hatte sich bis in das Grab mit der angenehmen Hoffnung getragen, dereinst die französische Kaiserkrone aufsetzen zu dürfen. Möge ihm bei Gott eine unsterblichere Krone, als Fürstentronen es sind, geworden sein! Seitdem in Frankreich die sogenannte Patriotenliga ihre Heise gegen Deutschland wieder aufgenommen hatte und infolge auch der Pöbelzwang schärfer angewendet wurde, ging der Hauptzug für Reisende nach und aus Deutschland über die Schweiz. Dieses arme Land wurde im verflossenen Jahre durch Unglücksfälle aller Art, durch Schneestürme und Lawinen hart heimgesucht. So wurden im Kanton Glarus 22 Häuser durch Lawinen verschüttet. Wohl aber das größte Unglück, das dieses Land betroffen hat, ist das Eisenbahnunglück bei Mönchenstein, unweit von Basel. (Siehe Abbildung S. 49.) Mehr als 150 Tote und Verwundete waren das Opfer dieser Katastrophe, herbeigeführt durch den Bruch einer Brücke unter der Last zweier Lokomotiven die einen Vergnügungszug fuhren. Du hast, lieber Leser, in allen Zeitungen die graufigen Berichte darüber gelesen; du hast auch

gelesen von den vielen Unfällen, die auf anderen Bahnen sich ereignet haben und manches Menschenleben aus der Mitte der Freude und der Lust in den jähen Tod schickten. Hast du aber auch daran gedacht, woher dieses alles kommen muß?... Von der Entheiligung des Sonntages, des Tages der Ruhe, aus dem man einen Tag des Tobens und des Rennens, des Tages des Herrn, aus dem man einen Tag des Satans und der Freude gemacht hat. Unsere Väter, die des Sonntags Nachmittags, nach beendeten Gottesdienste in Gottes freier Natur spazieren gingen und des Abends, unter der Linde des Dorfes beisammen saßen und von der Woche Arbeit ausruhten, hatten solche schreckliche Ereignisse nicht zu fürchten. Gottes freie Natur, die Bibel, ein gutes Samstags- oder Sonntagsblatt zur Unterhaltung, das genügte ihnen, während heutzutage des Sonntags die Eisenbahnen nicht Kohlen genug zur Erzeugung des nötigen Dampfes, nicht Hände genug zum Durchlöchern der Fahrkarten, nicht Augen genug zur Verhütung von Unglücksfällen mehr finden können. Gott läßt die Entweihung und Entheiligung des Sabbaths nicht ungestraft!

In Rußland wurden die Mordversuche auf den Czaren auch im verflossenen Jahre, aber ohne Erfolg, erneuert, was den Herrscher dieses unermesslichen Reiches immer menschenschener macht, und der Fürst, der das größte Reich der Erde sein nennt, verbringt sein Leben hinter den hohen Mauern eines düsteren Palastes! Was ist die menschliche Größe und Macht!! In Rußland geht die Austreibung der Juden flott weiter. Dort macht man ihnen den Vorwurf, sie unterstützen mit Geldern die revolutionären Umtriebe. Nun an der Spitze unserer deutschen Umsturz männer stehen auch viele Juden. Was liegt auch denen am Christentum, was liegt denen an unserm Gotte? Das alles aber berechtigt nicht zu solchen unchristlichen und unmenschlichen Maßregeln. Die Juden sind einmal Bürger desselben Vaterlandes, dessen Bürger auch wir sind, und statt sie zu verfolgen und zu maßregeln, wäre es besser, daran zu arbeiten, sie voll und ganz in unserer Mitte scheinbürgern zu lassen, dahin zu wirken, daß sie, wie wir, arbeiten, mit uns das Feld bestellen und sie die Segnungen des Christentums genießen zu lassen, was nur dadurch erreicht wird, daß man mit ihnen keine Geschäfte macht, und sie so gezwungen werden, sich auf das Handwerk oder den Ackerbau zu verlegen. Nicht soll der Mensch den verfolgen, den Gott duldet!

Auch in diesem Jahre hat England

durch einen Vertrag mit Deutschland wieder neue Vorteile in Afrika zu erlangen gesucht, wofür es an das Deutsche Reich die Insel Helgoland abtrat. — Die Türkei ist nach wie vor der große Knochen, nach welchem beständig die russische Dogge sehnfüchtige Blicke wirft, und den sie längst verschlungen hätte, wenn nicht die anderen Mächte zum Schutze des bedrohten Landes dastünden. In Saloniki brannten bei einer Feuersbrunst 1200 Häuser, Kirchen und Moscheen nieder. Auch das Räuberunwesen blüht noch in der Türkei. So wurde ein Eisenbahnzug von den Räubern überfallen, ausgeplündert und mehrere reiche Banquiers mitfortgeschleppt, und nur gegen eine Zahlung von 200 000 Franken wieder frei gelassen. Die Cholera, welche noch in Spanien wüthete, als der Sinkende seinen vorjährigen Bericht abschloß, erlosch erst gegen Ende October. In Portugal fanden blutige Zusammenstöße infolge eines Aufstandes des Volkes statt. In Belgien starb der berzeitige Thronfolger Prinz Balvain.

Auch Griechenland hat seine Judenheze gehabt. In Korfu belagerten die Griechen das Judenviertel und brachten die armen Leute in die größte Verzweiflung, bis es endlich der Regierung gelang den Tumult wieder zu dämpfen. Viele Juden aber haben infolge dessen die Insel verlassen.

In Serbien und Bulgarien hat es auch wieder stark gegährt. Der Exkönig Milan von Serbien hat sich freiwillig auf Reisen begeben, nachdem ihm ein jährliches Gehalt von 1 Million bewilligt wurde. Seine Frau dagegen, die Natalie, mußte mit Gewalt auf ein Schiff und aus dem Lande gebracht werden. Vielleicht treffen sich die beiden unverföhnlichen Gatten einander auf der Reise, und vielleicht führt das gemeinsame Unglück sie zusammen, nachdem sie sich im Glück nicht finden konnten.

In Holland ist König Wilhelm III. gestorben. Ihm folgt auf dem Throne der Niederlande seine 10jährige Tochter, Prinzessin Wilhelmine, nach, für welche ihre Mutter, die verwitwete Königin, die Regentschaft übernommen hat. Durch diesen Tod löste sich Luxemburg von Holland los und fiel dem Herzoge Adolf von Nassau zu.

Der dunkle Erdteil, Afrika, hat auch wieder manche Opfer verlangt. Dennoch gebethen unsere Niederlassungen dort nunmehr ziemlich gut und können noch von großem Vorteile für uns werden, sobald einmal das Innere durch gute Verkehrsstraßen, und die großen Seen durch regelmäßige Schiffahrt dem Handel erschlossen

werden. In Nordamerika feierten die Deutschen am 6. October 1890 den Tag, an welchem vor 200 Jahren die ersten deutschen Auswanderer auf amerikanischem Boden landeten. Im November 1890 fand ein großer Aufstand der Sioux-Indianer statt, denen sich die Dakota-Indianer angeschlossen, um die europäischen Niederlassungen zu vernichten. Nach langen blutigen Kämpfen, und nachdem ihr Häuptling Sitting Bull gefallen war, unterwarfen sie sich im Januar dieses Jahres. Im Februar starb der berühmte General Sherman, welcher einer der hervorragendsten Männer, viele Siege über die konföderierten Generale erfocht. In Südamerika, in Chile, brach im Januar ein gewaltiger Aufstand gegen die derzeitige Regierung aus, welcher heute noch dauert, und allem Anscheine nach mit der Niederlage der Regierungstruppen enden wird.

In China machten sich wiederholt feindselige Erregungen gegen alle Fremden gelten, besonders unter der jungen chinesischen Generation. Die Insel Java wurde von starkem Erdbeben heimgesucht, denen viele Menschen zum Opfer fielen.

Auch auf Australien haben sich die Arbeiterbewegungen und Unruhen ausgebreitet. Es brachen große Aufstände, besonders unter den Schaafscheerern und den Bergarbeitern aus. So sehen wir die Unzufriedenheit unter den Menschen gegenwärtig über die ganze Erde verbreitet. Aber es ist ja auch kaum anders möglich; Genußsucht und Pußsucht schon bei der Jugend; Selbstsucht und Geldgier im Mannesalter; zerrütete Gesundheit, Enttäuschung und Verzweiflung im Alter: das ist in den meisten Fällen der Gang der heutigen Welt. Drum, lieber Leser, sei zufrieden mit dem Loose, das Gott dir gegeben! Wenn du auch nicht schwelgen und an der Tafel der Freude sitzen darfst, so bist du doch glücklicher, als sehr viele die in hellem Mittagsglanze einhergehen, in deren Brust aber finstere Nacht ist. Und somit Gott befohlen bis zum nächsten Jahre.

Auflösung der Rätselnüsse.

I. Heimweh. — II. Sarg, Gras. — III. Retter.
IV. Hanswurst. — V. Wehmuth. — VI. Meineid =
Mein Eid. — VII. Was = gau. — VIII. Donne,
Sonne, Nonne, Wonne.